

erühmte Kunststätten
№ 28

tto Gerland

Hildesheim und Goslar



Mit 80 Abbildungen

Leipzig
E. A. Seemann


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Hildesheim und Goslar

Von

Otto Gerland



Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1904

Vorbemerkung.

Hildesheim und Goslar, die beiden Nachbarstädte, haben viel Gemeinsames. Beide leiten ihren Ursprung davon ab, daß sie sich um einen durch eine höhere Gewalt geschaffenen Mittelpunkt gebildet haben: Hildesheim, die alte heidnische Kultstätte, um den neugegründeten Bischofssitz; Goslar, einst der Platz tiefsten Waldfriedens, um den kaiserlichen Herrenhof. Um diese Mittelpunkte schlossen sich die bisherigen Bewohner der Stätte zusammen, neue Ansiedler zogen zu, und neben ihnen bauten sich die Bewohner umliegender Ortschaften an, ihre bisherigen Wohnungen aufgebend, um neben dem Schutze durch die Mauern und Türme der Stadt auch die übrigen Wohltaten des bürgerlichen Beisammenseins zu genießen. In beiden Städten begann, sobald der Mittelpunkt in seiner Bedeutung nachgelassen hatte, eine eigne selbständige Entwicklung, beide erlitten in den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges einen erheblichen Rückgang, beide aber schwangen sich im vergangenen Jahrhundert und namentlich in den letzten Jahrzehnten zu neuer Blüte empor. Von der einen zu der andern der beiden Städte ging wechselseitige Einwirkung aus: Bischof Godehard von Hildesheim baute zu Goslar, der Domherr Benno kam von Goslar nach Hildesheim, die Einwirkung der Hildesheimer Bischöfe auf beide Städte ließ manches Gemeinsame entstehen, von Goslar kamen die großen Kaiser zu Besuch nach Hildesheim. Vielfach war die Entwicklung des Baustiles eine gleichmäßige oder doch ähnliche, und es trifft daher das, was in dieser Richtung, namentlich über die Entwicklung des Wohnhauses, für Hildesheim gesagt wird, mehr oder weniger auch für Goslar zu. Beide Städte sind reich an wertvollen Kunstschätzen, insbesondere auf dem Gebiete der Baukunst, in beiden wurzelt die Kunstentwicklung wesentlich im romanischen Stile, wenn auch die spätern Zeiten und namentlich die Renaissance wertvolle Zeugnisse hinterlassen haben.



Abb. 1. Stadtknecht mit dem alten städtischen Wappen (1481).

Hildesheim.

Da, wo die uralte, bereits von den Römern bei ihren Eroberungszügen benutzte, im letzten Jahrzehnte durch den zwischen Berlin und Köln verkehrenden D-Zug wieder in ihre alte Bedeutung zurückversetzte Völkerstraße von West nach Ost die Innerste überschreitet, liegt auf steilem Abhange, diesen Fluß überhöhend und den Übergang über ihn beherrschend, auf der anderen Seite von den äußersten Vorbergen des Harzes berührt, das alte sagenumwobene und kunstberühmte Hildesheim, einst der Mittelpunkt des Gaues Ostfalen. Hier lag ursprünglich ein kleines Dörfchen Hildonesheim, Hildenesem, das sich in dem Tale zwischen den jetzt vom Dom und von der Michaeliskirche eingenommenen Hügeln in der Gegend des heutigen „Alten Marktes“ hinzog, überragt von einem heidnischen Heiligtum, an dessen Stelle später die Kirche von St. Andreas errichtet wurde, und zum Teil bespült von einem, im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verschwundenen Flüßchen, der Treibe, die damals noch so viel Wasser führte, daß sie vor ihrer Vereinigung mit der Innerste oberhalb des Domhügels eine Mühle treiben konnte. Dieser Ort war in der Gegend der Michaeliskirche von Wald umgeben, an den jetzt noch die Straße der Wohl erinnert, den jetzigen Domhof nahm Buschwerk ein, unter dem sich namentlich die wilde Rose hervortat. Ringsum belebten zahlreiche andere kleine Dörfer, deren Namen sich zum Teil noch in den Straßen- und

Flurbezeichnungen erhalten haben, die fruchtbare Gegend, soweit diese damals bereits dem Anbau gewonnen war, und dienten zum Wohnsitz reicher und bedeutender Herren, wie Hildesheim selbst ein Hauptpunkt altsächsischer Gottesverehrung war. Daß gerade Arminius, der Befreier Deutschlands vom römischen Joche, hier gelebt haben soll, ist mehr eine aus Heimatsliebe entstandene Sage als eine geschichtlich zu erweisende Tatsache, namentlich ist seine Verbindung mit dem am 17. Oktober 1868 entdeckten Silberschatze, dem sog. Hildesheimer Silberfunde, eine erst seit dieser Entdeckung gebildete Sage, die allerdings sowohl im Rathaussaale als auch am Denkmal Kaiser Wilhelms I. eine bildliche Darstellung gefunden hat.

Dieser an dem genannten Tage bei Anlage der Militärschießstände gefundene Schatz bildet das erste beglaubigte Zeichen der Kultur in der Hildesheimer Gegend. Südöstlich der Stadt, am Galgenberge, fanden sich, eng zusammengehäuft, zahlreiche kostbare Silbergeräte, die jetzt eine Hauptzierde der Sammlungen des alten Museums zu Berlin ausmachen. Nach den gründlichsten Untersuchungen und nach den den einzelnen Stücken aufgeprägten Inventarbezeichnungen handelt es sich um das Tafelgerät eines reisenden reichen Römers, das aus Rom über Gallien nach Deutschland gelangt ist, ursprünglich aber doppelt so groß gewesen ist, als es aufgefunden wurde, aus Stücken verschiedenster Zeiten und verschiedensten Wertes besteht und, bevor es vergraben wurde, mehrfach durch fremde Hände gegangen ist. Der Hauptsache nach besteht der Schatz aus einem hervorragend feinen Tafelservice, das zum größten Teil der frühaugusteischen Zeit angehört. Einzelne Stücke entstammen wahrscheinlich einer noch etwas älteren Zeit. Daneben befinden sich einige weniger künstlerisch ausgeführte Gefäße, von denen allem Anscheine nach einige gallischen Ursprunges sind, frühestens aus derselben Zeit wie der Hauptteil des Schatzes stammen und später mit diesem vereinigt worden sind, teilweise auch dazu benutzt wurden, um mit besseren, einer italienisch-hellenistischen Künstlerhand entstammenden Emblemen vereinigt zu werden. Der Schatz enthält ein Stück, das nach seiner Bezeichnung nicht wohl vor dem 2. Jahrhundert n. Chr. verfertigt sein kann, und es rechtfertigt dies den Schluß, daß der Schatz bis zum Ende des 2. Jahrhunderts noch über der Erde war; wie und wann er benutzt und bei welcher Gelegenheit und aus welcher Ursache er vergraben worden ist, wird immer ein Rätsel bleiben. Jedenfalls hat die Entdeckung dieses Schatzes nach allen Richtungen hin epochemachend auf unser Kunstgewerbe eingewirkt, und es mögen deshalb in Abb. 2 einzelne Stücke daraus wiedergegeben werden. Zu oberst thront der aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts stammende, ganz aus Silber hergestellte Mischkrug, dessen Wassertiere und Wasserpflanzen darstellende Verzierungen an das in dem Gefäße aufbewahrte Wasser erinnern. Unmittelbar darunter zeigt sich das Hauptstück des Schatzes, die Athena-Schale, ein aus voraugusteischer Zeit stammendes hellenistisches, unter pergamenischem Einfluß entstandenes Kunstwerk. Das außer den gegossenen Helmbüschen getriebene Bild ist vergoldet, nur die nackten Teile sind, wie auch der Grund, in Silber gehalten, und stellt eine in felsiger Gegend thronende Athena dar. Der innere Rand ist vergoldet mit Aussparung zahlreicher Blätter, Blüten und Kelche im Silberton,

auf der Außenseite des Randes ist die obere Reihe der Blätter in Silber, die untere Reihe vergoldet. Dies herrliche Stück des Schatzes diente vermutlich als Prunkschale auf der Tafel. Vom Beschauer aus gesehen links von der Schale steht ein dreibeiniger zusammenlegbarer Serviertisch mit zugehöriger Platte, alles aus Silber, nur Haar, Bart und Binde der am oberen Teil der Beine befindlichen Hermenköpfe und das Riemenzeug sowie die Kappe der Sandalen an der als Stützpunkte der Beine dienenden Füße ist vergoldet, die Ausführung des ganzen Gerätes ist von der größten Feinheit. Auf dies Tischchen sind zwei weitere der kleinen Geräte gestellt, ein mit vergoldeten Lorbeerzweigen und einer vergoldeten Rundleiste geschmückter Becher, der ursprünglich mit Henkeln versehen war, die durch den langjährigen Gebrauch vor der Eingrabung verloren gegangen waren, und eine mit abwechselnd goldenen und silbernen Ahornblättern am Bauche geschmückte reizende kleine Wasserkanne, von der allerdings nur einige wenige Stücke aufgefunden wurden, nämlich der Henkel mit zugehörigem Ringe, der Halsring und ein Stück des Bauches mit einigen Blättern, deren vollständig treue Nachbildung nach Angabe der Königlichen Museumsverwaltung zu Berlin unter Leitung des Goldschmiedes Theodor Blume zu Hildesheim glänzend gelungen ist. Neben dem Tischchen steht ein Kandelaber, von dem sich nur der, entschieden der augusteischen Zeit angehörige Dreifuß und der Lampenteller erhalten hat, während Schaft und Kelch bei der Ausgrabung in vollständig zerstörtem Zustande vorgefunden wurden, diese beiden Teile sind nun nach den Vorbildern gleichzeitiger römischer Wandgemälde in der Villa Farnesina zu Rom und in Pompeji sowohl glatt, wie hier in Abb. 2, oder mit Kannelierungen nachgebildet. Die Füße werden durch die Vorderbeine eines liegenden Löwen, auf denen je eine



Abb. 2. Einzelne Stücke aus dem Hildesheimer Silberfunde.

Sphinx ruht, gebildet. In der mittleren Reihe neben dem Serviertische ist eine Eierschale und ein großer Humpen dargestellt. Die Schale ist unzweifelhaft gallischen Ursprunges, besaß früher einen nicht mehr vorhandenen Griff auf der einen Seite, so daß sie eine pfannenartige Gestalt hatte, und diente mit den in den Rand eingearbeiteten Buckeln zum Servieren von Eiern. Der Boden im Inneren zeigt in sehr feiner Gravierung eine sechsblättrige Rosenblüte mit einem Stern in der Mitte, um den sich Blüten und Früchte reihen. Der Humpen ist entschieden gallischen Ursprunges und zeigt, wie sich dort in früheren Jahrhunderten eingeführte altertümliche griechische Formen noch lange erhielten und später mit anderen Verzierungsformen wunderlich mischten. Alle verzierten Flächen waren einst vergoldet, desgleichen der untere Zierstreifen am Fuße, alles übrige hatte eine silberne Oberfläche. Der obere Zierstreifen zeigt kämpfende Tiere, zwischen denen Blattpflanzen als Füllornamente angebracht sind. Der untere verzierte Teil zeigt Blätter und Ranken mit Blüten, aus denen vierfüßige Tiere hervorspringen. Endlich sind noch drei Zierbilder da, einen kleinen Herakles, zwei Schlangen mit den Händen zerdrückend, Kybele und Attis, den phrygischen Mondgott, darstellend, abgebildet, die aus der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts stammend, später in Schalen weit geringeren Kunstwertes eingesetzt worden sind. Diese Schalen sind wegen ihres geringen Wertes hier nicht mit zur Darstellung gelangt.

Wirklich in die Geschichte tritt Hildesheim erst zur Zeit der Karolinger. Wollte Karl der Große das dem großen fränkischen Reiche einverleibte Land der Sachsen auch innerlich mit dem alten Reiche verbinden, so war hierzu unbedingt die Einführung des Christentums nötig, die nicht einem fanatischen Glaubenseifer, sondern einer politischen Notwendigkeit entsprang, die sich aus der ausschließlich auf christlich-abendländischer Kultur beruhenden Grundlage seines Reiches ergab, wie denn auch die Sachsen dadurch den übrigen Völkern des Abendlandes ebenbürtig zur Seite traten. Karl gründete daher im Sachsenlande Bistümer und nahm als den Sitz des ostfälischen Bistums Hildesheim in Aussicht, konnte diesen Plan aber aus unbekannten Gründen nicht sofort zur Ausführung bringen — vielleicht widerstrebte die Bevölkerung noch zu sehr — und legte den Bischofssitz daher zunächst nach dem an der Leine gelegenen Orte, der von Karls Hoflager den Namen Aulica erhielt, woraus später Elze wurde, einem Orte, wo der vorchristliche Straßenzug die Leine überschritt und bis wohin die flachen friesischen Kähne unter Benutzung der Weser, Aller und Leine gelangen konnten. Elze bewährte sich aber nicht als Sitz des Bischofs, und deshalb verlegte Karls Sohn Ludwig der Fromme 815 das Bistum nach Hildesheim. Hier befanden sich zahlreiche Stätten zur Verehrung heidnischer Gottheiten, wenn auch nachgewiesen ist, daß an der Stelle, wo der Silberfund entdeckt worden ist, oder in dessen unmittelbarer Nähe ein Heiligtum nicht gewesen ist; von besonderer Bedeutung war aber das Heiligtum der Göttermutter Fricka, die auch unter dem Namen Hulda, Holle, Hela, Ostara verehrt wurde, an Stelle des jetzigen Domhügels. Dieser wurde durch das bereits erwähnte, jetzt verschwundene Flüßchen Treibe umspült, in das wiederum etwa an der Stelle, wo jetzt die Treppe zwischen der Domschenke

und dem Regierungsgebäude zum Domhofe hinaufführt, der Ablauf einer in der Gegend der Kreuzkirche entspringenden Quelle mündete. Dies Wasser bildete an der Vereinigungsstelle eine schilfumwachsene Bucht, den Aufenthalt der Fricka (Holle), und darüber erhob sich ein mit dem Buschwerk von wilden Rosen (Frickas heiligen Blumen), wohl auch mit einzelnen Bäumen, Eichen, Eschen usw. bewachsener sanfter Hügel. Die vorerwähnte Quelle ist längst durch eine hohe Kulturschicht überdeckt, so daß sie jetzt in einem Keller tief unter der Straßenhöhe zutage tritt. Die kleine Bucht lebte noch fort in dem, neben der zum Domhofe führenden Treppe angelegten, mit einem Marienbilde geschmückten Mutter-Gottes-Brunnen, der jahrhundertelang allein die Versorgung der Domburg mit Trinkwasser vermittelte und erst vor wenig Jahren wegen allmählicher Verschlechterung seines Wassers aufgegeben werden mußte, wobei man leider auch das Mutter-Gottes-Bild, diese interessante Erinnerung an die Gründung Hildesheims, beseitigte. In der Nähe dieser Bucht übernachtete Kaiser Ludwig, gelegentlich einer Jagd im jetzigen Stadtgebiete, unter einem Zelte; sein Kaplan hatte Reliquien der Mutter Gottes bei sich, davor die Messe gelesen, aber vergessen, die Kapsel, in der sie eingeschlossen waren, mitzunehmen. Nach der Legende über die Gründung Hildesheims fand man das Reliquiar, als man es anderen Tages suchte, in den Zweigen eines blühenden Rosenstrauches, an dem es aufgehängt war, so fest verstrickt, daß es nicht wieder frei zu machen war. Nach einer anderen Legende war sogar der Platz, an dem der Kaiser tags zuvor geruht hatte, mit Schnee bedeckt, während ringsum alles sommerlich grünte, wie auch später, als Bischof Altfried zwischen 847 und 874 den Neubau des Domes beginnen wollte, mitten im Sommer der vollständige Grundriß des zu erbauenden Domes durch Schnee auf das sauberste und genaueste vorgezeichnet wurde. So wollte die Göttermutter selbst kundtun, daß nunmehr an ihrer Stelle die Mutter Gottes verehrt werden solle, indem sie mit den Zweigen ihres heiligen Strauches die Reliquien Mariens festhielt und mit dem aus dem Schütteln ihres Bettes entstehenden Schnee die Stätte der Verehrung bezeichnete. Der Kaiser beschloß denn auch, an der Stelle, wo „der heilige Schnee" gefallen und wo die Reliquien gefesselt waren, den Dom des von Elze nach Hildesheim zu verlegenden Bistums zu erbauen. Die Sage läßt auch heute noch den Rosenstock Ludwigs des Frommen am Chore des Domes stehen und alljährlich erblühen, und wenn auch der jetzt noch vorhandene Rosenstock (vergl. Abb. 11) unzweifelhaft nicht derjenige ist, welcher zu Ludwigs Zeiten grünte und blühte, so ist uns dieser Rosenstock doch ein ehrwürdiges Zeichen, weil er uns auf den Fittichen der Sage in die ersten Zeiten unseres Volkes zurückführt und die Verbindung zwischen Heidentum und Christentum vermittelt. So lebt auch die alte Göttermutter unter der Gestalt der sogenannten Hildesheimer Jungfer im Volke fort, sie führt als Mutter Gottes, aus einem Rosenbusche mitten im Walde hervortretend, eine verirrte Jungfrau zur Stadt zurück, sie steht als Hildesheimer Jungfer bei Belagerungen der Stadt auf deren Wällen und fängt die feindlichen Kugeln mit ihrer Schürze auf. Und so konnte auch Kaiser Karl V. als er 1528 der Stadt eine Vermehrung und Besserung ihres Wappens zuteil werden ließ, den Hildesheimern keine größere

Freude machen, als daß er der Stadt als Helmzier eine in den Stadtfarben gelb und rot gekleidete Jungfrau mit einem Rosenkranz in den Händen und auf dem Haupte verlieh, die stets als Hauptsymbol der Stadt angesehen wird unter Zurücksetzung des, aus dem in gelb und rot gespaltenen Stiftsschilde entwickelten quadrierten städtischen Wappenschilde. Noch 1581 wurde bei dem damaligen Umbau der Rathausfront auf einem der Streberpfeiler dieser Front die Jungfrau gestellt, die das Wappenschild in der Hand hält (Abb. 3).

Die Verlegung des Bistums nach Hildesheim wurde nun die Veranlassung zur Entwicklung der Stadt in jeder Richtung, wie namentlich auch in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst. Und wie auf dem Gebiete der Domburg sich zuerst der geistige Mittelpunkt Hildesheims entwickelte, dieser Platz auch lange Zeit hindurch den räumlichen Mittelpunkt der Stadt bildete, so bildet er auch heute noch den Mittelpunkt, da hier jetzt noch die früher höchsten geistlichen und die jetzt maßgebenden weltlichen Obrigkeiten ihren Sitz haben. Niemand wird den in sich abgeschlossenen, dem Getriebe des Straßenverkehres entzogenen Domhof vergessen, wer den reizvollen Eindruck dieses Platzes mit vollen Zügen in sich aufgenommen hat, namentlich wenn im Frühsommer die Sonne das frische Grün der den Domhof beschattenden ehrwürdigen Linden vergoldet. Nur von hier aus kann daher die Wanderung durch die Jahrhunderte der Geschichte Hildesheims und durch die Stadt gehen. Einige allgemeine Betrachtungen mögen jedoch zunächst vorausgeschickt werden.



Abb. 3. Hildesheimer Jungfer (1581).

Vor allem ist des Mannes zu gedenken, dem allein Hildesheim seine Bedeutung auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften verdankt, des Bischofs Bernward (993—1022), den die katholische Kirche im Jahre 1192 unter die Zahl ihrer Heiligen aufnahm und dem die dankbare Nachwelt 1893 ein von Hartzers Künstlerhand geschaffenes ehernes Denkmal mitten auf dem Felde seiner Wirksamkeit, auf dem Domhofe, errichtet hat. Bernward entstammte einem der vornehmsten Geschlechter Niedersachsens, seine Verwandten befanden sich in den höchsten Stellungen. Sein Vater ist wahrscheinlich früh gestorben, seine Mutter war die Tochter des Pfalzgrafen Athelbero. Bereits als Knabe dem geistlichen Stande bestimmt, wurde er durch seinen Oheim, den Bischof Folkmar von Utrecht, in die Hildesheimer Schule gebracht, ging dann, nachdem er durch den Erzbischof Willigis von Mainz zum Priester geweiht worden war, nach Athelberos Tode 987 an den kaiserlichen Hof und wurde kaiserlicher Kaplan. Im

Jahre darauf übertrug ihm die Kaiserin-Witwe Theophano die Erziehung des späteren Kaisers Otto III., der ihn sehr lieb gewann und bis zu seinem Tode wie einen Vater ehrte. 993 wurde er Bischof von Hildesheim, blieb aber stets in nahen Beziehungen zum kaiserlichen Hofe, wie er auch Otto III. auf seinem letzten Römerzuge begleitete. Auch von Kaiser Heinrich II. dem Heiligen wurde Bernward hochgeschätzt. Seine Werke werden uns im Verlaufe dieser Darstellung überall entgegentreten, hier sei nur bemerkt, daß er die Domburg und die Stadt in großartiger Weise mit zum Teil noch erhaltenen Mauern und Türmen umgab.

Da eine Hauptzier Hildesheims in seinen Holzbauten liegt, die Stadt wegen Erhaltung einer großen Menge dieser Gebäude für den Holzbau geradezu vorbildlich ist, so mögen ferner einige allgemeine Bemerkungen über den Hildesheimer Holzbau an dieser Stelle der Betrachtung der einzelnen Bauwerke vorausgehen. In holzreichen Gegenden sind die ersten Bauwerke stets aus Holz aufgeführt worden; wir wissen dies von den griechischen Tempeln ebensowohl wie von den Kirchen, die die Heidenapostel in Deutschland errichtet haben; in diesen Gegenden trat der Steinbau erst auf, als es sich darum handelte, Gebäude von größerer Dauerhaftigkeit, von größerem Rauminhalt oder von größerer Pracht herzustellen. Umgekehrt ist in den holzarmen Gegenden stets in Stein gebaut worden, wie sich dies fast in ganz Norddeutschland zeigt und dort zur prachtvollen Entwicklung des Backsteinbaus geführt hat. Eine nationale Eigentümlichkeit im Holzbau zu finden, diesen als Ausfluß des deutschen Geistes gegenüber dem angeblich von fremder Kunstentwicklung entlehnten Steinbau hinzustellen, dürfte zwar gut gemeint, aber vor der Kritik nicht aufrecht zu erhalten sein. Hildesheim gehörte nun wie alle im Waldgebiete des Harzes oder an dessen Vorbergen gelegenen Städte zu denjenigen Orten, wo der Holzbau auch bei geringerer Kunstfertigkeit im Bauen leicht zur Herstellung von Wohnungen angewandt werden konnte, wo er sich im Hinblick auf den leichten und billigen Bezug des Baumaterials erhielt und infolge davon die Entwicklung des Kunstsinnes und der technischen Fertigkeiten zu einer hohen Blüte, ja wohl zur höchsten Blüte in ganz Deutschland führte, bis ihm im Laufe der Jahrhunderte im dauerhafteren und feuersicherern Steinbau ein immer stärkerer Nebenbuhler erwuchs, so daß sich neben dem Holzbau bis weit in das 17. Jahrhundert hinein Bauwerke, die teilweise oder ganz aus Stein aufgeführt worden sind, vorfinden. Aus der romanischen Zeit hat sich kein Holzbau erhalten, was der Natur des Holzes zuzuschreiben ist, nur ein, romanische Erinnerungen wahrender Holzbau aus der Blütezeit der Renaissance, der Ratsbauhof (Abb. 4), ist zu erwähnen. Dagegen findet sich noch eine Anzahl Häuser aus der gotischen Periode vor, die sich in Hildesheim bis ins 16. Jahrhundert erhalten hat. Diese Häuser weisen entschieden auf das niedersächsische Bauernhaus als das Vorbild, nach dem sie sich entwickelt haben, hin; wie dies enthalten sie im Erdgeschoß die große Diele, die noch bis weit in den 30jährigen Krieg hinein den regelmäßigen Aufenthalt der Familie bildete, den offenen Herd und werden durch kleine Fenster über der Haustür erhellt wie die Diele des Bauernhauses. Über der Diele liegt das nach der Straße oft recht weit vorgekragte Obergeschoß, auf dem sich in gleicher Weise auch noch weitere Ge-

schosse erheben können. Die Balken dieses Oberbaues werden durch schräge, den Druck auf die Ständer übermittelnde, deren Zahl entsprechende Kopfbänder gestützt, zwischen denen zum Schutz der Wandgefache schräggestellte Füllbretter angebracht sind. Satzschwellen, Balkenköpfe und Kopfbänder sind schön geschnitzt, oft sind ganze Figuren, der damaligen Formensprache gemäß meist Heiligenbilder, herausgearbeitet, die Füllbretter sind bemalt oder mit ausgestochenem Rankenwerk geschmückt. Die Dächer sind meist in horizontaler Linie parallel zur Straße ab-

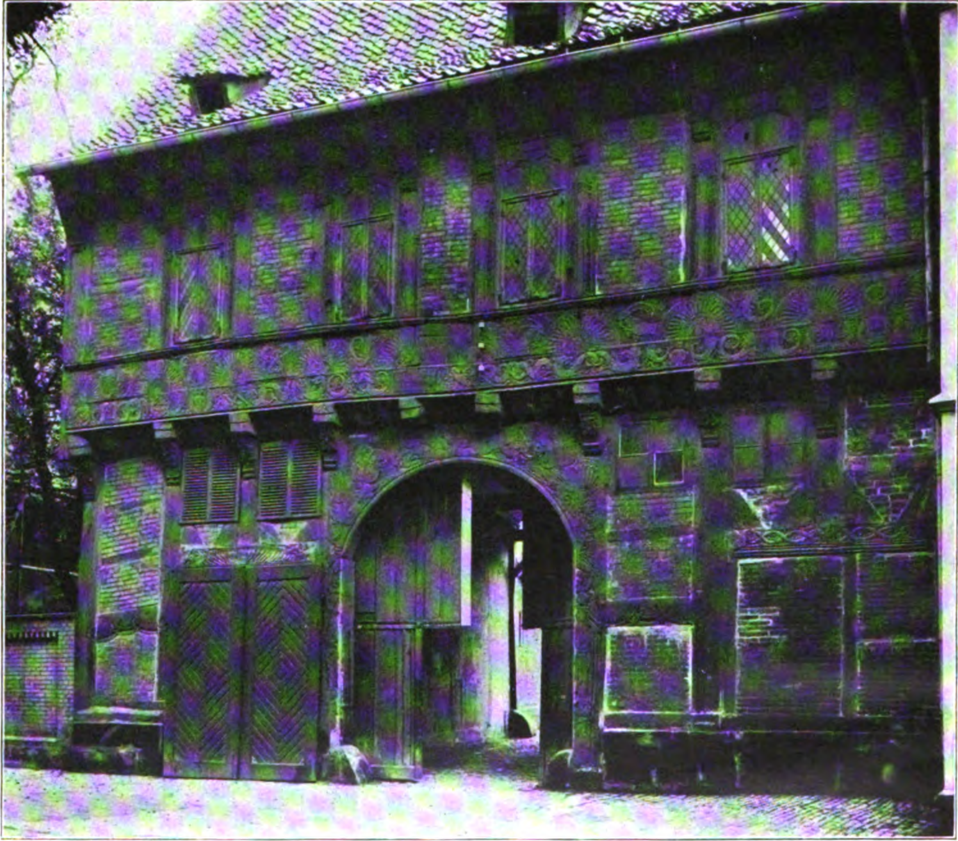


Abb. 4. Der Ratsbauhof.

geschlossen und an beiden Ecken abgewalmt, nur wenige Häuser, namentlich Eckhäuser, zeigen einen hohen, steil aufsteigenden Giebel. In gleicher Höhe mit den kleinen, zur Erleuchtung der Diele dienenden Fenstern befinden sich Fenster gleicher Größe, die vielleicht ursprünglich auch zur Erleuchtung der Diele, später aber, vielleicht auch von Anfang an, die Erleuchtung niedriger Räume in eingeschobenen Zwischenstocken zu bewirken bestimmt waren. Im Laufe der Jahrhunderte wurden, um mehr Raum für die wachsende Bevölkerung zu finden, solche Zwischendecken über die gesamte Fläche der Diele eingeschaltet oder mit dem vorhandenen seitlichen Zwischenstock zu einem vereinigt, wie auch die großen Dielen durch Wände in

einzelne Räume zerlegt wurden, was zur Folge hatte, daß der nicht hell erleuchtete Herd nun in einer mehr oder weniger dunkeln Küche stand, Umänderungen, die nicht zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse beitrugen. Als Hauptbeispiel der gotischen Zeit werden das Haus am Andreasplatz (Hinterhaus des Hauses Hoher Weg 27) und das Haus Eckemeckerstraße 4 besondere Erwähnung finden. Es sind auch Steinbauten aus der gotischen Zeit erhalten, denen wir am Andreasplatz und am Markt in der Nähe des Rathauses begegnen werden.

Mit der mittelalterlichen Weltanschauung, die den gotischen Stil ins Leben gerufen hatte, überlebte auch dieser sich, und es konnte daher dem, mit dem neuen Erwachen der Wissenschaften und Künste in die Erscheinung getretenen Stil der Renaissance nicht schwer fallen, den Sieg über die Gotik zu erlangen und mit überlebten spätgotischen Formen aufzuräumen. Da das geistige Wiedererwachen zuerst in Italien zutage getreten war, so verstand es sich auch von selbst, daß Italien mit seinen Kunstformen zunächst die Führung übernahm und die Entwicklung des Renaissancestils in den einzelnen Ländern nach deren besonderer Geschmacks- und Kunstrichtung erst allmählich hervortreten konnte. Mit dem Erwachen der Künste und Wissenschaften der Griechen und Römer, der ewigen Grundlage unserer eigenen Künste und Wissenschaften und der Quelle, aus denen diese sich immer neue Jugendkraft holen können und müssen, kam selbstverständlich auch die Symbolik der Alten auf, die auch wesentlich als Ersatz für die mit der Zeit unverständlich gewordenen Heiligen zu dienen berufen war; da die Symbole der Temperamente, der Elemente, die Bilder der Götter, Musen usw. aber nicht jedermann aus dem Volke verständlich waren, so war ihre Bezeichnung mit Namen erforderlich, wie auch in den späten Zeiten des Mittelalters bereits die nicht mehr allgemein verständlichen Bilder mit Namen bezeichnet werden mußten. Nicht nötig war dies für die mit der Freigabe der Bibel an das Volk ebenfalls allgemein beliebt werdenden Darstellungen aus der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes oder mit den Darstellungen der in den einzelnen Monaten vorkommenden land- und hauswirtschaftlichen Tätigkeiten als Symbolisierung dieser Monate, sozusagen als ein Bilderkalender, da auch diese Tätigkeiten und die Zeit ihrer Vornahme jedermann bekannt waren. Diese Bilder sind jetzt infolge von Umbauten und aus Mangel an feinerem Verständnis ihrer Bedeutung vielfach wild durcheinander angebracht, so daß sie oft mehr Unklarheit anrichten als zur Erläuterung bestimmter Dinge dienen. Was nun die Entwicklung des Renaissancestils in Hildesheim insbesondere anlangt, so war, wenn auch Steinbauten aus dieser Zeit vorhanden sind, allein die Entwicklung des Holzbaustils von Bedeutung. Es können da verschiedene Perioden unterschieden werden, etwa von 1529, in welchem das erste noch vorhandene Bauwerk in diesem Stile erbaut worden ist, bis etwa 1590, von da bis etwa zum Jahre 1630 und von dieser Zeit ab bis ins 18. Jahrhundert hinein, mit dem überhaupt das Bauen nach Stilregeln zur Neige ging. In der ersten dieser Perioden blieb die gotische Konstruktion des Hauses noch erhalten, ohne von der in der spätgotischen Zeit hervorgetretenen Überwucherung der Konstruktion durch die Deko-

ration berührt zu werden. Die Frührenaissance erschien mit einer Lebensfrische und einem Formenreichtum, daß sie alles früher Geleistete verdunkelte; dies konnte aber nur so lange andauern, als man in Hinsicht der Konstruktion mit den gotischen Überlieferungen nicht zu brechen suchte, mit den dekorativen Formen der Renaissance nur Schwellen und Kopfbänder bedeckte. Aus dieser Zeit ist neben einigen kleinen Gebäuden vor allem das Knochenhaueramthaus (Markt 2, Abb. 5) zu nennen. Während dies strengste Anschließen an die gotische Konstruktion nur bis etwa 1590 währt, geht hierneben eine Entwicklung, die sich auf die Umwandlung einzelner Konstruktionsteile bezieht, das gotische Kopfband anfangs noch beibehält und nur mit neuen Formen verziert, dann aber an seiner Stelle die Konsolenform einführt, Ständer und Satzschwellen mit in die Dekoration hineinzieht und unter den Fenstern Brüstungstafeln mit teils einfacheren, teils reicheren Verzierungen anbringt, die Schwellen aber mit Sprüchen oder Flechtbändern verziert. Diese Verzierungsweise dauert bis etwa 1590. Seit 1560 etwa werden hierneben aus der Gotik nur noch die Fenster- und Türumrahmungen in Gestalt der Vorhangsbogen beibehalten, die Satzschwellen als Architrave behandelt, überhaupt wird möglichst die Nachahmung des Steinbaues versucht. Die Jahre zwischen 1590 und 1630 kann man als die Zeit der deutschen Renaissance bezeichnen, insofern als nach Beseitigung aller gotischen Zieraten die Renaissance ein eigentümliches nationales Gepräge angenommen hatte. Man verstand es nicht, sich vollständig vom Einflusse der Steintechnik zu befreien, Form und Ornament stehen auch jetzt häufig nicht im Einklange mit dem Materiale, und es wird deshalb nicht diejenige Eigenartigkeit und Vollkommenheit erreicht, welche die Gotik den bürgerlichen Wohngebäuden verliehen hatte, dagegen werden aber große malerische Reize erzielt, einmal durch Betonung der Konstruktionsteile durch eingestochene



Abb. 5. Das Knochenhaueramthaus.

Schnitzarbeiten (Säulen, Karyatiden, Hermen), durch Ersatz der Füllbretter durch reich profilierte Füllhölzer, namentlich aber durch die Anbringung erkerartiger Vorbauten, den sogenannten Ausluchten, die eine Vergrößerung der Innenräume bewirken und eine bessere Aussicht auf den Straßenverkehr gestatten, sich häufig an beiden Enden der Häuser von der Straße bis zum Dache erheben und so allgemein beliebt wurden, daß man sie nicht nur an allen Neubauten anbrachte, sondern auch zahlreichen älteren Häusern, unbekümmert um die dadurch bewirkte Störung der ursprünglichen Anlage, vorsetzte, denen sie nun durch die dem Anbau beigefügte Jahreszahl ein scheinbar späteres Ursprungsjahr andichten, wie auch die Ausluchten infolge der Angabe des Erbauungsjahres des älteren Teiles des Hauses oft älter erscheinen, als sie sind. Der 30jährige Krieg brachte wie auf allen Gebieten so auch auf dem der Baukunst jähen Verfall, so daß nach dieser Zeit ein Aufschwung nicht mehr möglich war. Nachahmung fremder Stile blieb bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts die Losung. Ob sich infolge der Anregungen der letzten Jahrzehnte ein neuer lebenskräftiger Stil entwickeln wird, muß die Zukunft entscheiden. Manches Gute ist in Anlehnung an alte Stilformen geschaffen, manche Versuche lassen nur zu sehr diese Absicht merken, und wenn sie deshalb auch nicht verstimmen, so begeistern sie auch gerade nicht.

Endlich mag nur — als Erläuterung für den eigenartigen Reiz der älteren Straßenbilder — darauf hingewiesen werden, daß man in früheren Jahrhunderten zwar die Straßenrichtung im allgemeinen festlegte, aber nur die Straßenachse streng einhielt, die eigentliche Baufluchtlinie aber sich freier, wellenförmig entwickeln ließ, ohne natürlich förmliche Winkel zu gestatten, während man jetzt gerade die Baufluchtlinie festzulegen bemüht ist und deshalb, um Wechsel in das Straßenbild zu bringen, künstliche Knicke oder Krümmungen in die Baufluchtlinien legt oder die Straßen sich schiefwinklig kreuzen läßt. Der verschiedenartige Eindruck, den ein altes und ein neues Straßenbild hervorzurufen geeignet ist, beweist am besten, welches System den Vorzug verdient.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir die Wanderung durch die Stadt beginnen, und zwar tun wir dies, wie billig, mit dem Dom. Im Jahre 815 gründete also Ludwig der Fromme das Bistum, erbaute eine Kapelle zur Ehre der Mutter Gottes und ernannte Gunthar zum ersten Bischof. Dieser erbaute eine bischöfliche Kirche (einen Dom) mit zwei hohen Türmen etwas südlich von der Marienkapelle, vielleicht da, wo jetzt noch uralte Reste kirchlicher Gebäude, zum Gymnasium Josephinum gehörig, befindlich sind, und weihte diese Kirche zu Ehren der heiligen Cäcilie. Bischof Altfried (847—874) erbaute aber an der Stelle des jetzigen Domes einen neuen Dom mit zwei Krypten, dessen östliche Krypta im Anschluß an die Marienkapelle angeordnet wurde; an den Dom fügte er Gebäude an, in denen die Mitglieder des Domstiftes in klösterlicher Gemeinschaft lebten. Wie weit die Domburg damals befestigt war, wissen wir nicht, das bescheidene Städtchen, dessen Umfang bereits angegeben worden ist, war damals von Wällen mit Dornenhecken (Hagen) umgeben, an die noch die Straßen Langer und Kurzer Hagen, Kläperhagen und Floh(Flut=)hagen, jetzt Süsternstraße genannt, und aus späterer Zeit die drei Rosenhagen erinnern, bis Bernward die neue, zum Teil

noch erhaltene Befestigung durch Mauerwerk aufführte. Bischof Godehard (1022—1038) errichtete an Stelle der westlichen Krypta des Domes ein Portal nebst Paradies und zwei Türme und hing hier Bernwards eherne Türflügel auf, Bauten, die 1035 ihren Abschluß fanden; auch setzte Godehard dem Dom einen Chorturm mit vergoldeter Kuppel auf und erbaute in der Nähe der Cäcilienkirche an Stelle einer von Bischof Othwin (954—984) errichteten, dem heiligen Epiphanius geweihten Kirche, die inzwischen wieder baufällig geworden war, eine 1026 geweihte Kirche nebst Schule an der Stelle des jetzigen Gymnasiums Josephinum und der damit verbundenen, an den Domkreuzgang anstoßenden Kirche zu Ehren des heiligen Antonius von Padua. Mit Rücksicht auf das Vorhandensein der Cäcilienkirche blieb Altfried bei seinem Dombau nichts anderes übrig, als die Stiftsgebäude mit den Kreuzgängen an die Ostseite des Domes zu verlegen, wodurch der alte Hügel seine erste wesentliche Veränderung erlitt, wobei man aber sicher einige der alten Rosenbüsche zur Erinnerung an den früheren Zustand erhielt, die dann später Anlaß zur Sage vom 1000jährigen Rosenstocke wurden. Wie schon 1013 ein heftiges Feuer den Dom ergriffen und kostbare Schätze von Büchern und Altargeräten vernichtet hatte, so legte ein weiterer, 1046 im geheizten Raume der im übrigen auf unheizbare Zellen angewiesenen Domgeistlichen ausgebrochener Brand den Dom mit allen Nebengebäuden in Asche. Infolge dieses Brandes gestattete Bischof Azelin (1044—1054) den Stiftsgeistlichen, statt der bisherigen Gemeinschaft, in einzelnen um den Dom herumgelegenen Kurien zu wohnen, und begann zugleich den Bau eines mächtigen, über die Maße des alten weit hinausgehenden, mit zwei Chören versehenen Domes, den er auch innerhalb zweier Jahre ziemlich weit förderte, der aber infolge der schnellen Arbeit so schlecht gemauert war, daß das Mauerwerk bald zum Teil einfiel, zum Teil wenigstens den Einsturz drohte, auch einzelne Säulen aus dem Lote wichen. Deshalb erbaute sein Nachfolger Hezilo (1054–1079) unter Beseitigung von Azelins Bauwerk auf den ja der Sage nach von himmlischen Mächten vorgezeichneten Grundmauern des Altfriedschen Domes innerhalb sechs Jahren einen neuen Dom in Gestalt einer dreischiffigen Basilika mit erhöhtem Ostchore, der im wesentlichen noch den Kern des jetzigen Domes ausmacht. Er legte dem Dome ein turmartiges Glockenhaus vor und verband später die Domkrypta mit der uralten Marienkapelle. Bischof Berthold (1119—1130) baute die Apsis an Krypta und Dom, und so blieb dieser, um dies gleich hier zu erwähnen, erhalten, bis Bischof Otto II. (1319—1331) innerhalb des Domkreuzganges die Annenkapelle errichtete und Bischof Gerhard (1365—1398) im Jahre 1388 an den beiden Seitenschiffen gotische Kapellenkränze anbaute und den Chorturm mit seiner goldenen Kuppel in besseren Stand setzte. 1412 fügte der Domkellner Lippold v. Steinberg dem Dome das herrliche nördliche Paradies an. 1536—1546 fügte der Domherr Arnold Fridag den im edelsten Renaissancestil gehaltenen Lettner als Abschluß des Chores gegen das Schiff ein. 1721 wurde an Stelle der früheren, deren Modell noch im Domschatz als Reliquiarium zu sehen ist, die jetzige Vierungskuppel mit vergoldetem Laternendache aufgesetzt, 1724—1730 das Innere des Domes seiner romanischen Verzierungen zugunsten der noch jetzt vorhandenen barocken

Ausschmückung (Abb. 6) beraubt; zwei Italiener, Rossi und Caminada, brachten die Stuckornamente an, während der vom kurpfälzischen Hofe nach Hildesheim gesandte Maler Bernardini die Decken- und Wandgemälde ausführte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch fast alle gotischen und romanischen Fenster in geradezu schauerlicher Weise zu Korbbogen oder zu einer länglich runden Art von Ochsenaugen umgestaltet. Die Ausführung des Gedankens, den Dom unter Beseitigung alles Barocken wieder auf den romanischen Stil zurückzuführen — selbst die Beseitigung des herrlichen Lettners wurde einmal im Eifer vorgeschlagen — mußte unterbleiben, weil sie bei Mangel genügender Kenntnis von dem früheren

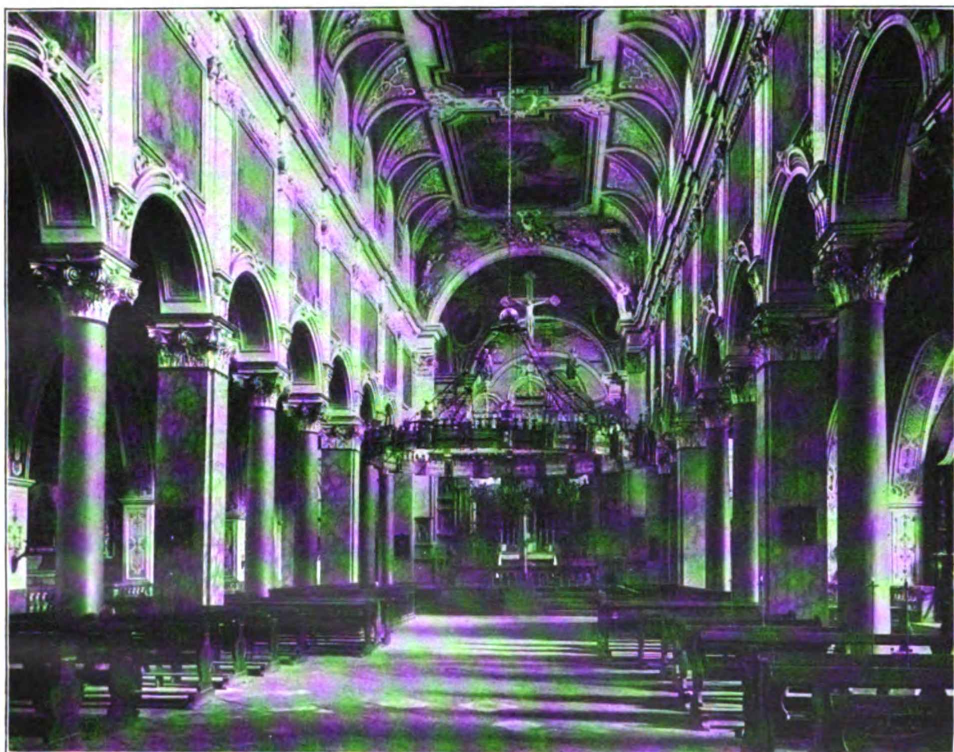


Abb. 6. Das Innere des Domes.

Zustande unmöglich war; man kann auch die jetzige Ausschmückung des Domes, zumal sie in den 1880er Jahren wieder den Reiz einer gemäßigten Färbung erhalten hat, durchaus nicht unschön finden, wenn man auch die Veränderung schwer beklagen muß. Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Westfront des Domes in bedenklicher Weise schadhaft geworden war, hat man leider bei dem 1840—1849 erfolgten Umbau nicht die alte Form wiederhergestellt, sondern eine Anlage von zwei Türmen in Anlehnung an den Turmbau der Godehardskirche zur Ausführung gebracht, wobei man sich vielleicht an die älteste Gestaltung der Kirche vor Hezilos Neubau anschließen wollte, mit der aber nur etwas zu Bedauerndes geschaffen worden ist. Infolge dieses Umbaues, der Umgestaltung der

Fenster im 18. Jahrhundert und der durch die jahrhundertlange Benutzung des Platzes als Begräbnisplatz und vielleicht auch andere Ursachen, z. B. die Ablagerung von Brandschutt, bewirkten Erhöhung des Bodens entstand ein wenig erfreulicher Eindruck.

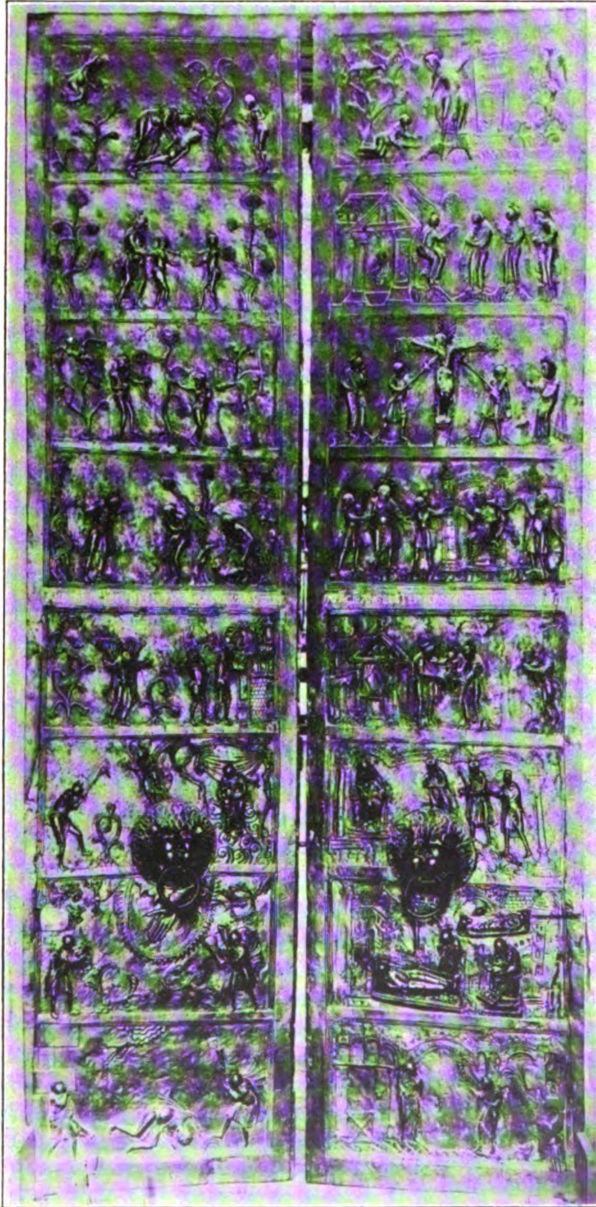


Abb. 7. Die ehernen Torflügel Bischof Bernwards.

Betritt man nun das Innere des Domes durch das allerdings nur bei besonderen Gelegenheiten geöffnete Westportal zwischen den Türmen, so fallen hier im Paradiese zunächst die im Jahre 1520 für den später niedergelegten Ostchor der Michaeliskirche (siehe unten) verfertigten herrlichen Altarschnitzereien auf, die Mitteltafel mit der Kreuzigung, den unmittelbar vorhergehenden und den darauf folgenden Ereignissen sowie die Flügel mit der Leidensgeschichte des Herrn vom Abendmahle an. Der Eingang in den Dom selbst wird geschlossen durch die großartigen Erztüren, die Bernward für die Michaeliskirche geschaffen hatte, wie die an ihnen befindliche Inschrift besagt: Anno Domini Christi MXV Bernwardus episcopus divine memorie has valvas fusiles in faciem angelici templi ob monimentum sui fecit suspendi (Im Jahre unseres Herrn Christus 1015 ließ Bischof Bernward seligen Angedenkens diese Türen gießen und am Eingange der den himmlischen Heerscharen geweihten Kirche zur Erinnerung an ihn aufhängen) (Abb. 7). Staunen muß uns ergreifen, wenn wir bedenken, daß Bernward es zuwege brachte, in einem bis dahin aller Kunstpflege baren Lande solche Kunstwerke zu

schaffen. Jeder Türflügel ist 4,71 m hoch, 1,12 m breit und hat eine Dicke von 0,365 m; die Flügel bewegen sich mittels angegossener Zapfen in Pfannen. Geschlossen wurden die Flügel ursprünglich wie das Portal am Kaiserdome zu Goslar durch Schiebebalken, die bei der Öffnung der Tür in eine Maueröffnung gebracht wurden, das jetzige Schloß rührt aus späterer Zeit. Jeder Flügel enthält acht durch schmucklose Querleisten getrennte Reliefbilder, deren Figuren infolge der damals noch geringen Formerkunst mit dem Oberkörper sehr stark aus dem Grunde herausstehen. Diese Bilder stellen einen Parallelismus aus dem alten und neuen Testamente dar, aber in umgekehrter Reihe, so daß das Ende der Darstellungen auf der alttestamentlichen Seite gewissermaßen seine Fortsetzung auf dem gegenüberstehenden Bilde aus dem neuen Testamente findet. Das oberste Bild aus dem alten Testamente zeigt die Erschaffung der Eva, nachdem Adam bereits geschaffen ist, dann folgt die Zusammenführung von Mann und Frau durch den Herrn, der Sündenfall, wobei sich die Schlange um den Baum rechts vom Beschauer ringelt, die Verurteilung des Menschen durch Gott, die Ausweisung aus dem Paradiese, wobei, entsprechend vielfachen ähnlichen Darstellungen, Adam still vor sich hingeht, Eva aber nochmals sehnsüchtig zurückschaut und zur Seite ein prächtiges Schloß, die Versinnbildlichung des Paradieses, steht. Es folgt die Erfüllung der Verfluchung des Menschengeschlechts, derzufolge Adam mit der Hacke das Feld bestellt, Eva aber im Zelte sitzend ihre Kinder wartet, während der Engelsbote, zu Adam gewendet, über diesem schwebt. Dann erscheint das Opfer Abels und Kains, wo die segnende Hand Gottes aus dem Himmel hervortritt, und endlich das erste irdische Verbrechen, die Ermordung Abels durch den mit wuchtiger Keule bewaffneten Kain und des letzteren Verfluchung. Die, wie bemerkt, unten beginnende Bilderreihe des neuen Testamentes zeigt zunächst die Verkündigung des Engels an Maria, dann die Geburt Christi, die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, die Darstellung Christi im Tempel, Christus vor Pilatus, dem der Teufel in Gestalt eines Drachen das Urteil zuflüstert, die Kreuzigung, die drei Frauen am Grabe und Christus, zur Himmelfahrt aufsteigend, während er zu der vor ihm am Boden liegenden Maria Magdalena sagt: Rühre mich nicht an. Am unteren Ende des dritten Bildes, etwa in Manneshöhe, ist je ein Löwenkopf angegossen, durch dessen offenen Rachen ein zum Zuziehen der Türflügel bestimmter Erzring gezogen ist. Bischof Bernward war 1001, dem Wunsche Kaiser Ottos III. entsprechend, nach Rom gereist und wohnte dort in dem damals noch vorhandenen kaiserlichen Palast auf dem Aventin, in dessen nächster Nähe die Kirche zu St. Sabina lag. Während seines mehrwöchigen Aufenthalts dort konnte Bernward seine Wohnung nicht verlassen, ohne an dieser Kirche vorüberzugehen. Diese Kirche besitzt eine, jetzt noch teilweise erhaltene, in Holz geschnitzte Tür aus dem 5. oder 6. Jahrhundert nach Christus, deren Schnitzereien eine Parallele zwischen der Offenbarungslehre des alten und der Erlösungslehre des neuen Bundes enthalten. Unzweifelhaft nahm Bernward von dieser Tür das Vorbild für die von ihm für die Michaeliskirche beabsichtigte Tür und erdachte sich, wenn auch in Anlehnung an den Grundgedanken der Darstellungen auf den Türen der Sabina und sogar unter teilweiser Benutzung des Inhalts

der dortigen Bilder, eine selbständige Bilderreihe, wie wir sie an den jetzt im Dome aufgehängten Türflügeln sehen. Großartig ist der Parallelismus zwischen dem Sündenfall und dessen Folgen, der Verfluchung des Menschengeschlechts und der Entstehung der Verbrechen einerseits und andererseits der Erlösung der Menschheit durch den vom Engel verkündeten und nach seinen Leiden gen Himmel gefahrenen Heiland zum Ausdruck gelangt, und ist die Darstellung der Handlungen auch noch etwas ungelenk, sind die Figuren oft noch wenig schön gezeichnet, so ist doch die Empfindung, die sie aussprechen sollen, meist treffend ausgedrückt. Und war auch schon von dem Mangel der Formerkunst die Rede, die sich in den vorgebeugten Figuren äußert, so bedenke man zugleich, was es bedeutet, solch riesige Gußstücke wie diese Türflügel als erste Leistung einer, in einem bisher von der Kunst wenig belebten Lande errichteten Gießhütte geliefert zu haben.



Abb. 8. Das eherne Taufbecken im Dome.

Beim weiteren Eintritt in den Dom zeigt sich links in der ersten nördlichen Seitenkapelle das eherne Taufbecken (Abb. 8), das wahrscheinlich im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, der Zeit des sogenannten Übergangsstils, ebenfalls aus einer Hildesheimer Gießwerkstätte hervorgegangen ist. Dies Kunstwerk stand im Mittelalter um mehrere Stufen erhöht und hell beleuchtet im westlichen Teile des Mittelschiffes, wurde 1653 von da entfernt und in die dunkle Ecke der Kapelle, in der es noch steht, versetzt, wo man ihm aber 1900 wenigstens einen erhöhten und etwas besser beleuchteten Platz in der Mitte der Kapelle eingeräumt hat. Das Werk mißt in seiner Gesamthöhe 1,70, im Umfange 3 m. Der Kessel des Taufbeckens stützt sich auf vier kniende Männer, die die vier Ströme des Paradieses, Geon, Phison, Euphrat und Tigris, jeden nach seiner Natur charakterisiert, darstellen. Über dem Becken erhebt sich der mit einem herrlichen, aus

Blättern gebildeten, durchbrochenen Blattknaufe gekrönte Deckel. Becken und Deckel sind mit einer großen Menge von Figuren und Inschriften bedeckt, die aber durch eine geschickte Ausnutzung des Raumes so zweckmäßig verteilt sind, daß sie nur den anmutigsten Eindruck hervorrufen. Von den vier knienden Männern ausgehend, sind Kessel und Deckel in je vier, durch mit Bogenstellungen verbundene Säulen getrennte Felder geteilt, in denen Darstellungen angebracht sind, die durch beigefügte Inschriften erläutert werden. Über den Strömen sind Medaillons mit der dem Charakter des Stromes entsprechenden Kardinaltugend, an jeder Teilungssäule das Bild eines Propheten angebracht; über diesen sehen wir die Sinnbilder der Evangelisten, die mit ihren breiten Flügeln die Bogenzwickel vollständig ausfüllen, während die Bogenzwickel der Deckelfläche wieder durch Brustbilder von Propheten eingenommen werden. Die einzelnen Bilder am Becken stellen die Taufe Christi im Jordan, den Durchgang der Juden durch das rote Meer und durch den Jordan, die man im Mittelalter symbolisch mit der Taufe in Verbindung zu setzen pflegte, dar, sowie das Widmungsbild, auf dem Godehard und Epiphanius, die Heiligen des Domes, zu Füßen der thronenden Mutter Gottes, der Stiftsheiligen, stehen. Am Deckel ist als Symbol der Bluttaufe der Kindermord zu Bethlehem dargestellt, als Zeichen der Wirkung der Taufe sehen wir Maria Magdalena, wie sie als büßende Sünderin dem Heiland die Füße salbt, und die Werke der Barmherzigkeit (der christlichen Liebe), nämlich das Speisen der Hungrigen, Tränken der Durstigen, Bekleidung der Nackten, Besuchen der Kranken, Trösten der Gefangenen und Aufnahme der Reisenden, auf der vierten Seite über dem Widmungsbild zeigt sich das Wunder von der grünenden Rute Aarons, während Moses und Aaron zur Seite des Altars stehen. Dies Taufbecken kann als ein Juwel der spätromanischen Kunst und als ein hervorragendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der damaligen Hildesheimer Gießwerkstätten angesehen werden. Auf der in Abb. 8 gezeigten Seite des Kunstwerkes sieht man unten die Personifikation des reißenden Tigris, als vollständig gepanzerten und bewehrten Ritter über ihm das Sinnbild der Tapferkeit, und des Euphrat, der den Segen der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit darstellt, über ihm das Sinnbild der segenspendenden Gerechtigkeit. Darüber ist Christi Taufe und oben unter dem Knaufe Maria Magdalena angebracht.

Über der Mitte des Schiffes hängt der berühmte Radleuchter Bischof Hezilos (Abb. 6). Hildesheim besaß drei derartige Leuchter, einen großen, von Bernward für den Ostchor der Michaeliskirche verfertigt, der leider der Ungunst der Zeiten zum Opfer gefallen ist, einen kleineren, von Bischof Azelin für den hohen Chor des Domes bestimmt, und den großen Leuchter Hezilos. Wie alle diese und auch ähnliche anderwärts erwähnte stellen diese Lichterkronen eine Burg dar, unter der man sich das himmlische Jerusalem zu denken hat. Eine mit Zinnen bekrönte Ringmauer bildet den Reifen, durchbrochen abwechselnd von zwölf Türmen und zwölf Toren. Die Türme, an denen die Namen von Propheten und Tugenden angebracht sind, sind abwechselnd als Rundbau gebildet und zeigen dann vier Türen oder quadratisch und sind dann mit vier Apsiden versehen. Die Tore sind niedriger als die Türme und von je zwei Ecktürmen flankiert. Die

Mauer wird unten und oben durch einen auf die Eisenringe des Leuchtergestells aufgelegten flachen, vergoldeten Streifen gebildet, auf dem eine in schwarzen, ursprünglich braunen Majuskeln gehaltene Inschrift angebracht ist. Die Mitte zwischen diesen Streifen bildet ein als halbrunder Wulst gebildeter vergoldeter Rankenstab, dessen Glieder reliefartig herausgearbeitet sind, zwischen dem Wulste und den Schriftbändern befinden sich zwei flachgehaltene, mit Pflanzenornamenten durchbrochene Zierstreifen. Hinter den Zinnen sind Lichtträger für Kerzen angebracht, auf den Toren standen ehemals silberne Engel, in den offenen Türmen sind nachweisbar niemals Figuren angebracht gewesen, dagegen war inmitten des Reifes früher eine helle Lampe als jetzt bemerkbar fehlender Mittelpunkt des Ganzen angebracht, von deren Gestalt wir uns allerdings keine Vorstellung machen können. Alle durchbrochene Arbeit ist von Kupfer, der Wulst ist hinterlegt mit einem Silberstreifen, was vermutlich auch bei den Inschriftstreifen der Fall war, alles andere war vergoldet. Der Leuchter hatte im Laufe der Jahrhunderte vielfach gelitten und war mit mehr oder weniger Geschick oder Ungeschick „ausgebessert" worden, im Jahre 1903 ist er auf Kosten der königlichen Staatsregierung, der die Unterhaltung des Domes obliegt, im Atelier des Bildhauers Küsthardt, unter möglichster Anlehnung an den durch gründliche Forschungen festgestellten Urzustand, wiederhergestellt worden, nur fehlen noch die Engel und die Lampe im Mittelpunkte, die hoffentlich auch in nicht allzulanger Zeit wieder angebracht werden.



Abb. 9. Die Christus-(Bernwards-)Säule im Dome.

Vor dem Kreuzaltar steht eine aus Kalksinter hergestellte Säule, deren Spitze durch ein Marienbild gekrönt wird. Wie sich die Sage aller Dinge bemächtigt, so hat sie auch aus dieser Säule die von Karl dem Großen umgestürzte Irmensäule machen wollen, wozu jeglicher Grund fehlt. Es handelt sich nur um eine allerdings aus wertvollem Stoffe gefertigte Mariensäule.

Im südlichen Querschiffe vor dem Aufgang zum hohen Chor ist die Christus- oder Bernwardssäule (Abb. 9) aufgestellt, die in acht spiralförmig um den Schaft gelegten Windungen in halb erhabener Arbeit 24 Geschichten aus dem Leben Christi, von der Taufe im Jordan bis zum Einzug in Jerusalem, enthält. Auf der Sockelplatte sind die vier Ströme des Paradieses in Gestalt kleiner Putten an-

gebracht, von denen einer verschwunden ist, wie auch das ursprüngliche Kapitäl fehlt, während das jetzige nach einer alten Zeichnung neu gebildet ist und an den Ecken die Sinnbilder der Evangelisten zeigt. Auf der Säule stand früher ein Kruzifix, das den Abschluß von Christi Lebensgeschichte darstellte. Diese 4 m hohe Säule goß Bernward im Jahre 1022, und man kann an den flach angelegten Reliefs schon deutlich den Fortschritt der Gießhütte gegenüber den Leistungen an der Domtür erkennen. Die Säule ist jedenfalls auch eine Frucht von Bernwards Aufenthalt zu Rom und als eine Nachbildung der Trajanssäule anzusehen. Sie stand ursprünglich hinter dem Kreuzaltar auf dem Ostchore in der Michaeliskirche, wo die Evangelischen, nachdem sie 1543 diese Kirche in Benutzung genommen hatten, sie 1544 arg beschädigten und dabei das Kreuz zerschmetterten. Seit der Zerstörung dieses Chores lag sie dort unter den Schuttmassen und wurde nach Schluß der Michaeliskirche in den Zeiten des Königreichs Westfalen 1810 als altes Metall verkauft. Der letzte, 1802 bereits säkularisierte Fürstbischof Egon von Fürstenberg kaufte sie damals für wenige Taler und stellte sie in der Mitte des Domhofes nördlich vom Dom auf, von wo sie ihrer besseren Erhaltung wegen 1894—95 an ihren jetzigen Platz in dem Dom versetzt wurde. Auf Abbildung 9 sieht man, von unten an gerechnet, die Taufe Christi, die Berufung der Apostel Jakobus und Johannes, die Hochzeit zu Kana, die Aussendung der Apostel, Christus und die Samariterin am Brunnen, die tanzende Tochter der Herodias, der ein Pfeifer aufspielt, während sie selbst sich in einem orientalischen, wollüstigen Tanze wiegt, Jairus um die Heilung seiner Tochter bittend, die Ehebrecherin, wie sie von Christus mit der Ermahnung, hinfort nicht mehr zu sündigen, entlassen wird, den aus dem Sarge steigenden Jüngling zu Nain, dessen Leichengefolge eben das Stadttor verlassen hat, die Aussendung der 12 Jünger, Lazarus, hinter dem die Hunde sitzen, den an der Tafel schwelgenden Reichen um Brosamen bittend, Petrus auf dem Meere wandelnd, und endlich Maria Magdalena, dem Herrn die Füße salbend. Während die heiligen Personen ideal gekleidet sind, tragen die anderen zur Darstellung gelangenden Figuren alle die Tracht ihrer Zeit, die Männer die von den Schuhen bis zu den Knien geschlungenen Schuhriemen, die Frauen das lange Gewand und Schleiertuch, die Hunde neben Lazarus sind als gefleckte Dalmatiner gezeichnet.

Neben der Bernwardssäule führt die Treppe zum **hohen Chore** auf. Des ihn von dem Schiffe abschließenden **Lettners** ist bereits gedacht worden (Abb. 6). Er besteht aus den feinsten Sandsteinarbeiten, ist gekrönt von einer in Farben gehaltenen Kreuzigungsgruppe (Triumphkreuz) und von drei Türen durchbrochen, die zur Kanzel und dem Kreuzaltare führen und alle durch prachtvoll geschmiedete, mit figürlichen Darstellungen belebte Gitter geschlossen sind. In dem Bogen über dem Lettner sitzen prachtvolle Kinderfiguren. Die Wand des Lettners ist in Felder zerlegt, auf denen neben reizvollen, in flachen Reliefs gehaltenen Ornamenten von Pflanzen und Früchten, sich ergänzende Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente sichtbar sind, so auf der nach dem Chore zugekehrten Seite die Krönung der Esther und die Krönung Mariens, die Huldigung der Königin von Saba gegenüber Salomo und die Anbetung des Christkindes durch die drei

Weisen aus dem Morgenlande, auf der Außenseite Darstellungen, die sich auf den Opfertod Christi beziehen. Wenn auch an dem Lettner nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit gotischen Bildungen vorhanden ist, so klingt doch noch die künstlerische Empfindungsweise der Gotik nach. Die feingearbeiteten Kinderfigürchen in den offenen Bogen sind gleichsam ein Ersatz des Maßwerkes, die kleinen Säulenstellungen haben die Bedeutung der dazu gehörigen Fensterpfosten, und wie die spätere Gotik den äußeren Rand der Spitzbogen mit Krabben zu besetzen pflegte, so sind die Rundbogen des Lettners mit freistehenden prächtigen Akanthusgewinden umkränzt.

An die Rückseite des Lettners schließt der Stiftschor an. Auf diesem ist das prachtvolle Chorgestühl aufgestellt, das, etwa aus dem Ende des 14. Jahr-

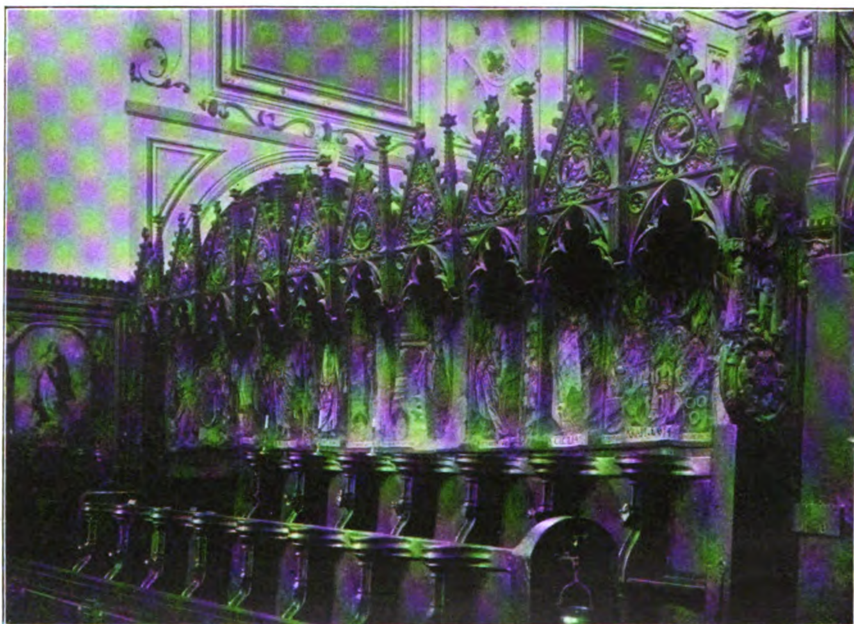


Abb. 10. Chorgestühl aus dem Dome.

hunderts stammend, eine reizende Begrenzung des Chores gewährt (Abb. 10). Über den Sitzen laufen mit Blättern besetzte gotische Giebel empor, zwischen denen kleine Engelsgestalten angebracht sind. Die östlichen Wangen sind aus gebogenen Ranken gebildet, innerhalb deren auf der Südseite die Verkündigung Mariä und darüber die Geburt Christi, auf der Nordseite die Darstellung Christi im Tempel und im Giebelfelde darüber die Anbetung der heiligen drei Könige angebracht sind, während aus den Blattornamenten die Köpfe von Propheten usw. hervorschauen. Die figürlichen Darstellungen sind in der letzten Zeit farbig getönt, was mit dem kräftigen Braun des Eichenholzes der übrigen Teile des Gestühles auf das angenehmste harmoniert. Die Rückwände der Sitze sind seit 1610 mit Gobelins bedeckt, die verblaßt sind, aber infolge ihrer prachtvollen Zeichnung immer

noch einen hohen Reiz gewähren. Sie stellen Maria, die Apostel und die Stiftsheiligen dar. Die Darstellung Christi im Tempel ist als Modell für die Wiederherstellung der Marienburg in Westpreußen abgeformt.

An die Vierung schließt sich der Chor mit Apsis an. Hier zeigen sich hinterwärts über den Türen neben dem Hochaltare die silbervergoldeten Heiligenschreine von Godehard und Epiphanius, aus dem 13. Jahrhundert stammend, die früher auf dem Altare selbst standen, während an dem Altare der bereits erwähnte kleine Radleuchter hängt, der nach den gründlichsten Forschungen von Bischof Azelin (1044—1054) stammt und in seiner Gesamtanlage, dem schlichten Reif mit den eingefügten Türmen und Toren, noch den entschiedenen Charakter der romanischen Entstehungszeit verrät, infolge der vielfachen späteren Umarbeitungen und Ausbesserungen aber jetzt einen vollständig gotischen Eindruck hervorruft. In den Nischen dieses Leuchters standen früher zwölf silberne Apostelfiguren, die alle, wie auch die auf dem Reife der Krone zwischen den goldenen Dächern und Kuppeln der Tore und Türme stehenden silbernen Engel mit ausgebreiteten Flügeln, dem Eigennutze zum Opfer gefallen sind. Übrigens finden wir auf dem Chore auch ein erfreuliches Zeichen neuesten Hildesheimer Kunstgewerbes in der vor nicht langer Zeit von einem einheimischen Schlossermeister angefertigten, schön geschmiedeten Tür des Sakramentshäuschens nördlich vom Altar.

Unter dem hohen Chore befindet sich die Domgruft, die Krypta, über deren Entstehung schon oben das Erforderliche gesagt worden ist; sie ist vor wenigen Jahren im alten Stile neuhergestellt, wozu die Opferwilligkeit eines Gemeindegliedes das meiste beigetragen hat. In ihr befindet sich außer einem alten romanischen Kruzifixe sowie einem an einer Kette festgelegten, aus einem Löwen, vielleicht einem früheren Aqua manile gebildeten romanischen Tragleuchter auf dem neuerdings aus der Künstlerwerkstatt von Witte zu Aachen hervorgegangenen prächtigen Altare ein ganz vergoldetes Mutter-Gottes-Bild etwa aus dem 13. Jahrhundert. Neben anderen nicht mehr äußerlich wahrnehmbaren Bischöfsgräbern befindet sich daselbst auch das durch einen von Friedrich Küsthardt 1896 gehauenen Grabstein bedeckte Grab des heiligen Bischofs Godehard, hinter diesem aber eine ganz besondere Merkwürdigkeit, eine sogenannte Confessio. In der Mitte des westlichen Abschlusses der Gruft öffnet sich eine Tür, durch diese gelangt man in eine enge Vorkammer, deren Seitenwände in ihrem oberen Teile aus je einem nischenförmig ausgearbeiteten und mit je drei kleinen, im Halbkreise geschlossenen Fensteröffnungen durchbrochenen Sandsteinblock gebildet werden, während dem Eingange gegenüber etwas über Kopfhöhe ein sargförmiger, wie die Spuren einer jetzt fehlenden Tür zeugen, einst verschlossen gewesener leerer Raum befindlich ist, der unter dem Kreuzaltare des Domes liegt, einst auch nach dem Schiffe der Kirche zu geöffnet war, später aber geschlossen wurde. Es ist dies ein längst geleertes und dadurch in Vergessenheit geratenes Reliquien-Sepulchrum, eine Confessio; hier wurden im Jahre 962 die Gebeine des heiligen Ephinanius, des 496 verstorbenen Bischofs von Pavia, niedergelegt, nachdem sie Bischof Othwin (954—984) gewaltsam aus ihrer ersten Ruhestätte

entnommen und nach Hildesheim geschafft hatte, und blieben hier, bis sie im 13. Jahrhundert in dem erwähnten Heiligenschreine auf dem hohen Chore beigesetzt wurden.

An die Ostseite des Domes schließt sich, wie schon oben gesagt, der überaus malerische Kreuzgang an (Abb. 11), der etwa im 11. Jahrhundert erbaut ist, aus



Abb. 11. Kreuzgarten am Dome mit dem 1000 jährigen Rosenstocke und der Annenkapelle.

zwei Geschossen besteht, die sich nach dem Kreuzgarten öffnen, in dem die Domherren, darunter der 1873 verstorbene berühmte Naturforscher Leunis, ihre letzte Ruhe gefunden, und in dessen Mitte die im Jahre 1321 errichtete, äußerst geschmackvoll gebaute, kleine gotische Annenkapelle (Abb. 11) steht. Hier befindet sich auch an der Außenseite des Chores der berühmte Rosenstock, dessen einzelne Schößlinge mit der Jahreszahl ihres Wachstums bezeichnet sind. Seitwärts vom

Rosenstock an der Südseite des Chores ist die etwa 1194 entstandene Grabplatte des wohltätigen Presbyters und Domkellners Bruno eingemauert. Wir sehen darauf den in die Grabtücher eingewickelten Leichnam von Klerikern, Armen und Krüppeln beklagt, darüber die Seele des Vorstorbenen von Engeln gen Himmel getragen und darüber Christus mit einem Buche in der Linken. Im Kreuzgange ist eine große Reihe kunstgeschichtlich merkwürdiger Grabplatten an den Wänden aufgestellt, die meist früher eine andere Stelle einnahmen, von der Grabplatte des Bischofs Adelog aus 1190 an durch die verschiedenen Jahrhunderte bis durch die Zeit der Renaissance hindurchgehend. Eine weihevollere Stelle als dies weltabgeschiedene Plätzchen wird man kaum wieder finden können, es übt gleichen Reiz aus, mögen die dort gepflegten Blumen vollständig entfaltet sein oder mag der an den Wänden emporklimmende wilde Wein in herbstlichem Rot erglühen, mag die Sonne darauf herablächeln oder der Mond seinen Silberschein darüber ergießen. An den Kreuzgang angebaut sind zwei Kapellen, die eine die dem anstoßenden Gymnasium Josephinum als Schulkirche überwiesene Antoniuskapelle, die andere die alter Sitte gemäß dem Kreuzgange angefügte Laurentiuskapelle, die vielleicht früher zu Kapitelversammlungen diente, aber auch verschiedenen Bischöfen in ihrem Schoße die letzte Ruhe verschafft hat und jetzt zur Aufbewahrung alter Bauteile, insbesondere z. B. der Überbleibsel des alten Gipsfußbodens aus dem Domchor, der aus der Zeit Bischof Brunos (1153—1161) stammt und nielloartige rote und schwarze Verzierungen enthält.

Es mag schließlich noch des im alten, an den Dom anstoßenden Kapitelhause bewahrten, über eine Treppe vom Dom aus zugänglichen Domschatzes gedacht werden. Hier finden sich neben den alten, zum Teil bis auf Bernwards Zeit zurückgehenden, prachtvoll gebundenen und mit künstlichen Miniaturen versehenen Evangeliarien, Bernwards Prachtbibel und dem aus Bernwards Grabe entnommenen, einst grünen Bischofsmantel mit schönem orientalischem Muster zahlreiche wertvolle Altertümer und Kunstwerke. Vor allem aber fesseln drei Gegenstände die Aufmerksamkeit. In erster Reihe der Reliquienbehälter, den Ludwig der Fromme bei sich führte, als er auf dem Rosenhügel an der Stelle der jetzigen Domburg übernachtete, und die Krücke von Bernwards Bischofstabe, die 1492 durch den Hildesheimer Goldschmied Wilhelm Salzenhusen auf das herrlichste in Silber gefaßt worden ist. Es mag hierbei Erwähnung finden, daß das in dem Rittersaale im oberen Domkreuzgange begründete Diözesanmuseum noch ein weiteres Kunstwerk Salzenhusens besitzt, das in Silber gestochene Geschäftssiegel des Domstiftes (Abb. 55). In einer herrlichen gotischen Architektur sitzt Maria mit dem Kinde auf einem Throne, ihr zur Seite stehen Bernward und Godehard. Die Inschrift lautet in gotischen Majuskeln: Sigillum Hildesemensis Ecclesie Ad Causas. Endlich ist auch ein kleines Flügelaltärchen (Abb. 12) hervorzuheben. Dies letztere hat Bischof Wedekind (1849—1870) auf antiquarischem Wege erworben; es war von Staub und Schmutz unscheinbar geworden und so von Hand zu Hand gewandert, bis eine gründliche Reinigung unerwartet seine großartige Schönheit zutage gefördert hat. Es ist ein kleiner gotischer Flügelaltar, wie er etwa auf einem Betpultchen Aufstellung finden könnte. Die

Innenwände des Altars sind bedeckt mit Gruppen kleiner Elfenbeinreliefs von verschiedenem Werte und aus verschiedenen Zeiten. Auf der Außenseite der Altarflügel ist eine Verkündigung Mariä auf wirkungsvoll gemustertem Goldgrunde dargestellt, zweifellos von Fra Giovanni Angelico da Fiesoles (1387 bis 1455) eigener Hand herrührend; die Rückseite des Altars zeigt Christus im Grabe stehend, umgeben von den für Fiesole höchst charakteristischen Symbolen und abgekürzten Szenen aus der ganzen Leidensgeschichte, ein Bild, dessen Entwurf unzweifelhaft dem Fra Angelico zukommt, dessen Ausführung aber wahrscheinlich unter der Mitwirkung von Schülerhänden erfolgt ist. Dagegen deutet das Verkündigungsbild auf ein eigenhändiges Werk Fiesoles. Ihm allein entspricht der Zug von Innigkeit und Demut in der Darstellung der Jungfrau, die Neigung ihres Kopfes, die Kreuzung der Hände über der Brust, die die Willigkeit, zu hören und zu tun, aufs klarste ausdrücken. Auf Fiesole allein weist die Verbeugung des Engels, der mit gekreuzten Armen dasteht, indem er seine Botschaft ausspricht und dabei den Gehorsam und die Ehrfurcht, die ihn erfüllen, ausdrückt. Daneben zeigt sich die seelenvolle Schönheit, eine weihevolle Abgemessenheit, ein inniges Gemütsleben, ein kindlicher Sinn voll Wahrheit und Offenheit, nicht Fleisch und Blut, nicht starkes Relief noch sorgsame Durchbildung des Körperbaues, keine realistische Hervorhebung des Äußerlichen oder reiche wechselvolle Umgebung, sondern es soll nur die Seele in ihren zartesten und heiligsten Regungen dargestellt werden. Wie stets hat Fra Angelico auch hier den Hauptausdruck in die Ge-



Abb. 12. Flügelaltärchen von Fra Angelico da Fiesole.

sichter gelegt, die Körper nicht besonders durchmodelliert, deren Gliedmaßen und Formen vielmehr durch faltenreiche, wallende, in herrlichster Farbenpracht strahlende Gewänder ersetzt.

Treten wir wieder auf den Domhof zurück, so sehen wir das eben verlassene Kapitelhaus, daneben das in der Zeit von 1655—1699 erbaute Gymnasium

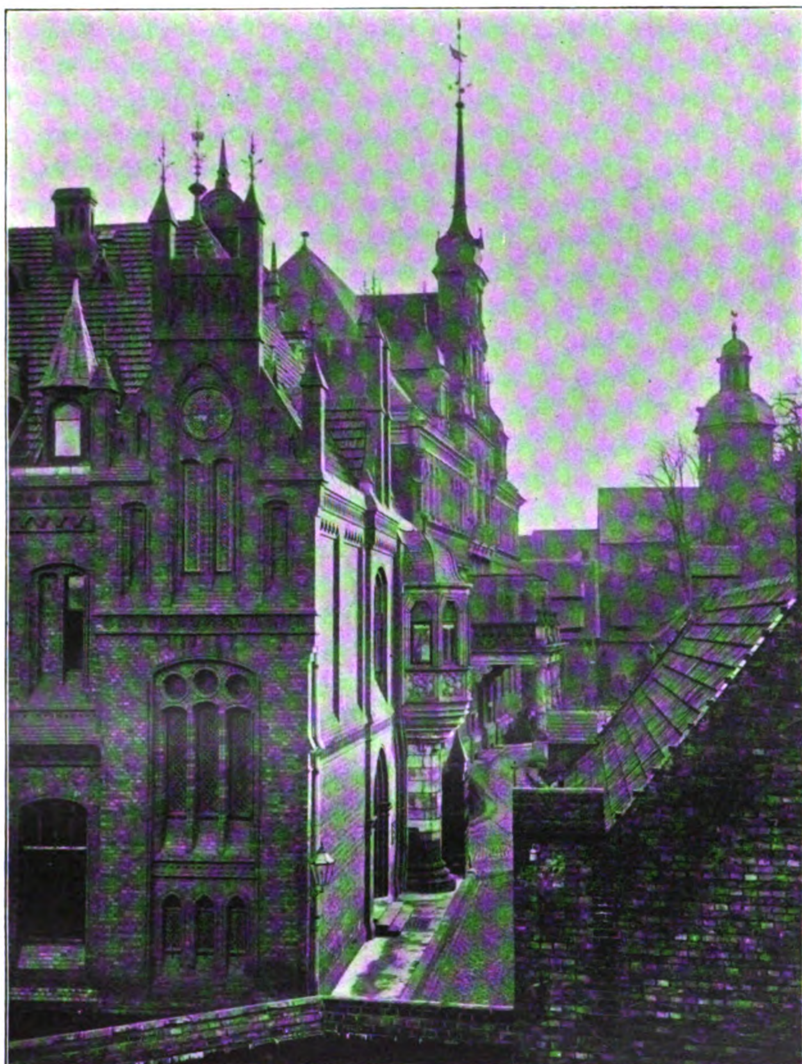


Abb. 13. Post, Regierungsgebäude und Domkuppel.

Josephinum, das an Stelle der alten Domschule, von 1595—1777 durch die Jesuiten geleitet, jetzt unter bischöflicher Leitung und wie jedes andere Gymnasium nun unter staatlicher Oberaufsicht steht. Zahlreiche Kurien im Stile der Renaissance, zum Teile neuerdings ausgebessert oder umgebaut, umgeben den Domhof und dienen als Wohnungen für den Bischof und die Mitglieder des Domkapitels; im

früheren fürstbischöflichen Palais ist jetzt das Landgericht untergebracht. Aus neuerer und neuester Zeit grüßen das im besten romanischen Stile durch Herzig erbaute Wohnhaus des Bankiers Pistorius, die gotisierende Post, an der auch ein prächtiger spätgotischer Erker von 1518 angebracht ist (Abb. 13), die im Barockstil 1887—1894 errichteten Dienstgebäude der königlichen Regierung, südlich davon, durch die Treppe beim ehemaligen Marienbrunnen getrennt, die 1571 erbaute, seit der Säkularisation des Stiftes in Privathände übergegangene Domherren-Weinschenke mit ihren sich unter dem Domkreuzgange hinziehenden mächtigen Kelleranlagen, die ursprünglich den für den Messegebrauch erforderlichen Wein, dessen regelmäßige Zufuhr durch die häufigen Kriegsgefahren früherer Jahrhunderte und durch die schlechten Straßen oft genug gefährdet war, im Anschluß daran aber auch selbstverständlich einen Trunk zu eigenem und fremdem Labsal enthielten. In der Mitte des Domhofes wurde 1893 das von Hartzers Meisterhand geschaffene Denkmal Bernwards errichtet, das den Heiligen als segnenden Bischof zeigt, Mantel und Stab tragend, die noch im Domschatze verwahrt werden, während zu seinen Füßen seine Heiligenattribute, das Bernwardskreuz und die Michaeliskirche, angebracht sind; Basreliefs am Sockel des Denkmals zeigen Bernward als Lehrer (Übernahme der ihm durch die Kaiserin Theophano übertragenen Erziehung Kaiser Ottos III.), als Künstler (Tätigkeit in den Gießerwerkstätten und bei der Buchmalerei) und endlich als Staatsmann (Vorstellung Bernwards durch Kaiser Otto III. vor dem Papste Sylvester II., wobei der Papst die Züge des jetzigen Bischofs Wilhelm Sommerwerk, genannt Jacobi, und der hinter dem Kaiser stehende Ritter die Züge des um Hildesheim so hoch verdienten, 1894 verstorbenen Senators Dr. Hermann Roemer trägt).

Unter dem alten Burgtore zwischen der jetzigen bischöflichen Kurie und dem bischöflichen Knabenkonvikt hindurch führt der Weg auf die Straße „der Stein“, vermutlich früher die einzige gepflasterte Straße der Stadt, wie fast in allen alten Städten eine Steingasse, Steinstraße, ein Steinweg usw. zu finden ist, die einen Hauptverkehrsweg bezeichnen, der wegen seiner besonderen Bedeutung zuerst gepflastert wurde. Hier war es die Straße, die vom Innerstenübergange zur bischöflichen Burg führte. Eine andere Auslegung will den Namen von den Steinen ableiten, die ursprünglich zur Vermittlung des Überganges über die Innerste als Schrittsteine in das Wasser gelegt seien, eine dritte, jetzt wohl am meisten verbreitete, wenn auch deshalb nicht am meisten begründete, von einem vor dem Museum lagernden erratischem Granitblock, der dieser Auslegung zuliebe mit einem Gitter umschlossen und mit Efeu überzogen ist. Gleich unterhalb des Burgtores, wo die Futtermauer des Knabenkonviktes terrassenartig aufragt, liegt das Roemer-Museum. Ursprünglich stand hier der bischöfliche Marstall, d. h. die Stallung für den bischöflichen Hof und die Reisigen, welch letztere in der benachbarten Ritterstraße ihre bescheidenen, ihre Ansprüche ans Leben genügend charakterisierenden Wohnungen hatten. Schon früher gaben die Bischöfe diese Einrichtung auf, weshalb Bischof Konrad II. (1221—1246), ein sehr rühriger Herr, im Jahre 1240 den überflüssig gewordenen Platz dem eben mit frischer Kraft auftretenden Franziskanerorden zur Erbauung eines Klo-

sters nebst einer Kirche überließ. Im 15. Jahrhundert erbauten die Mönche eine neue gotische Hallenkirche mit einem Hauptschiffe, einem Nebenschiffe und einem geraden Chorabschlusse und legten am Kreuzgang eine Kapelle der heiligen Portiunkula an. Die dem heiligen Martin geweihte Kirche zeichnete sich als Franziskanerkirche durch große Einfachheit aus. Von einer Wölbung der Kirche wurde zugunsten einer flachen Holzdecke abgesehen, und dies ermöglichte es, auch die Pfeiler der Trennungsbogen zwischen den beiden Schiffen ohne alle vorgelegten Halbsäulen oder Dienste im einfachen gemauerten Achteck auf- und in gleicher Weise die Bogen darüber unter Einschiebung eines einfachen, nur mit leichten Laubverzierungen geschmückten Kapitäls weiterzuführen. Nur einen Luxus erlaubten sich die Bauherren, indem sie, denen als Minderbrüdern der Glockenturm versagt war, statt eines Dachreiters für ihr kleines Klosterglöckchen nördlich des Chores einen freistehenden feingegliederten und mit einer reizvollen durchbrochenen Bedachung gekrönten Turm aufführten. Nach Einführung der Reformation wurde die Kirche in eine lutherische Pfarrkirche verwandelt, die übrigen Klostergebäude aber als Pfarrhaus, Waisenhaus, Irrenhaus und Zuchthaus verwandt, bis die hannoversche Regierung nach Erwerbung des Fürstentums Zuchthaus und Irrenhaus verlegte. Im Jahre 1857 kaufte die im Jahre 1810 mit der Paulinergemeinde (siehe unten) vereinigte Kirchengemeinde die Michaeliskirche und verkaufte dafür die Martinikirche an den Senator Roemer, der darin ein Museum einrichtete, während für das Waisenhaus ein größerer, den Ansprüchen der Neuzeit entsprechender gotisierender Neubau aufgeführt wurde. Das inzwischen durch stattliche Anbauten mehrfach erweiterte Roemer-Museum enthält große, systematisch zusammengesetzte und wohlgeordnete Sammlungen auf allen Gebieten des Wissens, namentlich sind aber diejenigen Sammlungen hervorzuheben, welche sich auf das naturwissenschaftliche, paläontologische, anthropologische Gebiet und auf die Kulturgeschichte Hildesheims beziehen. Da Roemers Verwandte ebenfalls dem Museum bedeutende Mittel vermachten, so ist die Anstalt in sehr günstigen Vermögensverhältnissen und in der angenehmen Lage, gerade bedeutendere seltenere Stücke öfter erwerben zu können. Vor dem Museum wurde 1895 die von Hartzer meisterhaft ausgeführte bronzene Büste Hermann Roemers aufgestellt. Aus den Sammlungen des Museums mag nur ein Altargemälde hervorgehoben werden, das bis vor wenigen Jahren im Arneckenhospital auf der Almsstraße verwahrt wurde, dann aber unter dem Vorbehalte des Eigentums für das Hospital dem Museum übergeben worden ist. Dieser Altar (Abb. 14) stammt aller Wahrscheinlichkeit nach wie das noch bei der Michaeliskirche zu besprechende Altarbild (Abb. 27) von der Hand des Malers Hans Raphon (Rebhuhn). Wir wissen von diesem Künstler nur, daß er aus Northeim an der Leine stammte und um die Wende des 15.—16. Jahrhunderts lebte, sowie daß Werke von ihm aus den Jahren 1499—1509 sicher datiert sind, die sich in Halberstadt und, aus Göttingen und Einbeck zusammengebracht, in der Cumberland-Galerie zu Hannover befinden. Das Mittelbild zeigt auf prachtvoll gemustertem Goldgrunde „die heilige Sippe", d. h. eine Gruppe von Blutsverwandten Jesu. Außer den zur heiligen Sippe (oder Stammbaume) gehörenden Personen unten

ist darüber nochmals als Titel des Bildes ein Baum (Stammbaum) gemalt, aus dem das Jesuskind als die schönste Blüte dieses Baumes hervorschaut. Maria hat auf dem linken Arme das Christkind, das nach einem Apfel in ihrer rechten Hand greift. Zur Linken Marias befinden sich ihre Mutter Anna mit Buch und Rosenkranz und Elisabeth, Marias Gefreundte, mit einem Buche in der Hand; seitwärts von Anna steht deren Gatte Joachim im eleganten Patrizierkostüm aus der Zeit der Entstehung des Bildes, rechts von Maria ist Joseph anbetend dargestellt. Zwischen Maria und Anna erscheint eine in einem Buche lesende weibliche Figur in Matronentracht; dies ist die heilige Emerentia, die als Mutter Annas galt. Das ganze Bild ist in kräftigen wohlerhaltenen Farben gemalt, die Figuren sind gut gezeichnet, die Gesichter zeigen einen Ausdruck großer Innigkeit und bei den Frauen, namentlich aber bei der Mutter des Herrn, einen solchen von herrlichstem Liebreiz. Das Ganze wird durch einen schönen geschnitzten und vergol-





Abb. 14. Altargemälde von Hans Raphon aus dem Arneckenhospitale im Römermuseum.

deten spätgotischen friesartigen Baldachin abgeschlossen. Das Innere der Flügel zeigt, ebenfalls auf gemustertem Goldgrunde, rechts von der Gruppe Johannes den Täufer, links den Apostel Andreas, beide in einer Landschaft mit gemustertem Goldgrunde. Auf der Außenseite der Flügel sind Barbara mit Kelch und Turm, sowie Katharina mit dem Richtschwert dargestellt, über diesen Figuren ziehen sich Ranken mit Weintrauben und Blättern hin.

Der Platz vor dem Museum ist einer der schönsten der Stadt. Eingefaßt im Osten und Süden von den Mauern des Domhofes und dem vom alten Klosterturm überragten Museum, wird er westlich eingeschlossen von dem hinter einem geräumigen Garten liegenden, im Barockstil erbauten eindrucksvollen Gebäude der Hildesheimer Landschaft, während an der Nordseite zwischen weniger wertvollen Gebäuden das große, in moderner Renaissance erbaute mächtige Haus der Hildesheimer Sparherdfabrik A. Senking aufragt. Vor dem Museum sind um das Roemerdenkmal freundliche, durch Mosaikpflaster belebte Anlagen angebracht und liegt der bereits erwähnte efeuumrankte Stein.

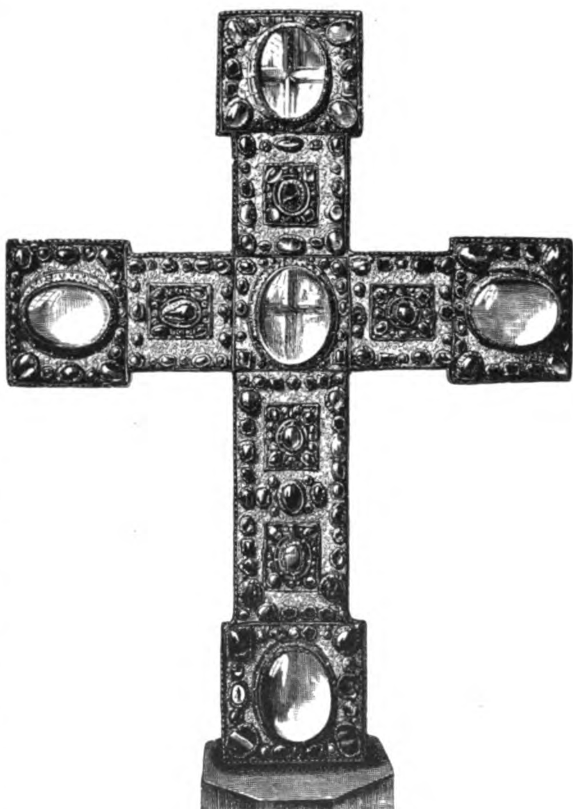


Abb. 13. Bernwardskreuz.

Würde man die Straße am Stein hinunter verfolgen, so würde man an die Innerste und jenseits dieser an das in gotisierendem Stile erbaute Königliche Andreas-Realgymnasium, von da aber nach dem Moritzberge gelangen, dessen 1068 von Bschof Hezilo erbaute Mauritiusstiftskirche, von Waldbäumen umrahmt, herüberwinkt. Es ist dies die einzige noch vorhandene Säulenbasilika in ganz Niedersachsen und erinnert durch diese Eigenschaft daran, daß der aus Schwaben stammende Benno, später Bischof zu Osnabrück, den Bau geleitet hat, von dem wir ähnliches vom Petersberge zu Goslar erwähnt finden. Die Kirche ist im Barockstil stark verbaut und der an sie anstoßende nicht unschöne Kreuzgang arg vernachlässigt.

Wendet man sich aber unmittelbar nach dem Austritt aus dem Domhofe und unter der Terrasse des bischöflichen Gartens her nach Norden, so gelangt man

in die Burgstraße, die die Bischofsburg mit dem Michaeliskloster zu verbinden bestimmt war. In der Burgstraße fesseln verschiedene ältere Häuser den Blick, so namentlich eins gleich links vom Eingange der Straße, das reich mit geschnitzten Gestalten und Wappen verziert und nach seiner Inschrift 1499 erbaut ist, ein

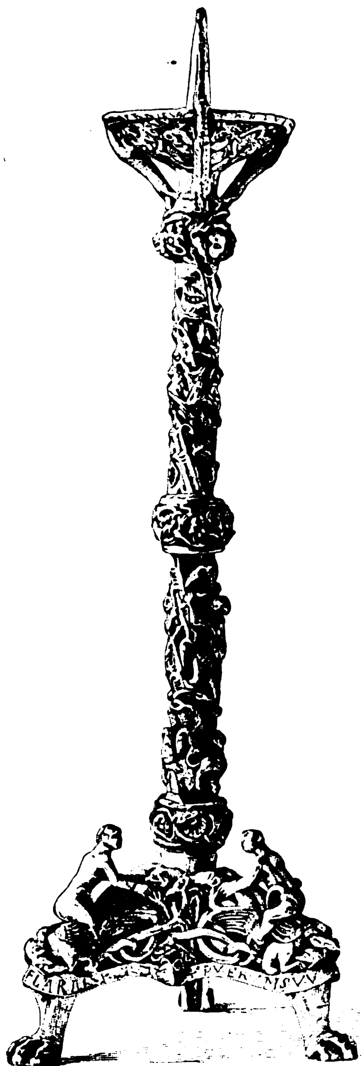


Abb. 16. Bernwardsleuchter.



Abb. 17. Bernwardsleuchter.

Beispiel des gotischen Holzbaues mit den geschnitzten Kopfbändern und Windbrettern.

Seitwärts außerhalb der den „alten Markt" begrenzenden alten Stadtmauer am Flußufer liegt die ursprünglich im Übergangsstil erbaute, später vollständig verzopfte Magdalenenkirche, die einer Rückbildung zu ihrer früheren Schönheit entgegengeführt werden soll, augenblicklich aber nur durch die jetzt dort auf-

bewahrten, früher der Michaeliskirche zugehörig gewesenen Kunstschätze bemerkenswert ist. Vor allem fesseln darunter zwei aus Bernwards Werkstätten hervorgegangene Kunstwerke, das Bernwardskreuz und die Bernwardsleuchter. Das Kreuz (Abb. 15), von Bernwards eigener Hand angefertigt, ist ein mit Goldblech überzogenes lateinisches Kreuz mit Eckpotenzen, auf denen sich wie auch auf der Mitte der Balken große Bergkrystalle, der mittelste mit Splittern vom heiligen Kreuz, befinden. Die Vorderseite des 43 cm hohen Kreuzes ist mit dem herrlichsten Filigran übersponnen und mit zahlreichen farbenprächtigen Edelsteinen, darunter einigen antiken Gemmen, belegt. Das Leuchterpaar (Abb. 16 und 17) besteht aus zwei gleichen, 43 cm hohen Stücken, die aus Silber mit etwas der Haltbarkeit wegen zugefügtem Kupferzusatz gegossen sind und eine Vergoldung trugen, von der man nur noch Spuren sieht, von deren Anbringung aber und dem weiteren Umstand, daß die Kunst der Vergoldung damals in Bernwards Werkstätten neu eingeführt worden war, man aus der an den Leuchtern angebrachten Inschrift Kenntnis bekommt. Diese Inschrift lautet: Bernwardus presul candelabrum hoc puerum suum primo huius artis flore nec auro nec argento et tamen ut cernis conflare iubebat (Bischof Bernward ließ durch seinen Gehilfen diesen Leuchter beim ersten Aufblühen dieser Kunst weder von Gold noch von Silber und doch wie du ihn siehst gießen). Die bildlichen Darstellungen am Fuß und Schaft der Leuchter stellen die Reiche der Schöpfung dar. Christus, das Licht der Welt, verscheucht die Finsternis und erfüllt alle Wesen mit seinem Scheine. Auf den Füßen der Leuchter liegen Drachen, auf denen Kobolde hocken, deren Blick scheu nach oben gewandt ist. Um den Schaft herum winden sich Baumstämme mit Blättern und Trauben, an ihm stehen unten Löwen, über denen Menschen emporklettern, während oben Vögel sitzen und neben diesen Engelsköpfe hervorschauen. Vom Schafte klimmen drei langgestreckte Tiere (Eidechsen oder Wiesel) zum Lichtteller empor, über dessen Rand sie neugierig in das Licht schauen.

Westlich wird die Magdalenenkirche durch die Mühlenstraße begrenzt, in der am Hause Nr. 1 die in Abb. 18 wiedergegebene Tür befindlich ist. Diese Tür kann als gebräuchliches Schema in der Zeit des Verfalles des Renaissancestiles im 17. Jahrhundert für ganz Norddeutschland gelten. Ständer und Sturz sind von einem, unten mit einem Flachornamente abgeschlossenen, gekehlten Umrahmungsprofil verdeckt, dem in der oberen Mitte ein von Blattornamenten umgebenes Schild angelegt ist. Das mit frei herausgeschnittenem Rankenwerk gefüllte Oberlicht ist von den Türflügeln durch eine geschweifte, profilierte Rahmleiste getrennt, die Türflügel selbst sind in rautenförmige, mit barockem Rankenwerk gefüllte Felder eingeteilt.

Hinter der Magdalenenkirche beginnt die große, sich im Winkel bis um die Magdalenenkirche herumziehende, aus den ehemaligen Klöstern zu St. Magdalenen und St. Michael gebildete große Provinzial-Heil- und Pflege- (Irren-) Anstalt, die soviel Elend birgt und doch einen der herrlichsten Triumphe der Menschlichkeit zeigt, indem es hier gelungen ist, selbst den Unglücklichsten aller Menschen, soweit überhaupt möglich, das Gefühl des Behagens und der Zufriedenheit zu gewähren.

Das oberste, steil ansteigende Ende der Burgstraße führt zu dem Hügel, auf dem Bernward seine Lieblingsschöpfung, das Michaeliskloster mit der zugehörigen Kirche, erbaut hat, die er, weil an der Stelle eines Wotansheiligtums gelegen, dem Erzengel Michael und den von diesem geführten himmlischen Heerscharen weihte. An dieser Stelle hatte er bereits 996 zu Ehren eines ihm von Kaiser Otto III. geschenkten Stückchens vom heiligen Kreuze Christi eine mit Pfarreigerechtsamen ausgestattete Kapelle erbaut, in deren Nähe begann er 1001 den Bau des Michaelisklosters nebst zugehöriger Kirche, an dessen östlichen Kreuzgangsarm die alte Kreuzkapelle angeschlossen wurde. Die Michaeliskirche war das bedeutendste kirchliche Bauwerk Hildesheims, sie bestand aus einem dreischiffigen Langhause, zwei Querschiffen, die an jeder Außenseite einen Treppenturm und über der Vierung einen viereckigen Turm besaßen, aus einem Ostchor, neben dem zwei Apsiden an den Ostwänden des Querschiffes angebracht waren, und einem hohen Westchore, unter dem die Krypta angelegt wurde, die Bernward sich selbst als Begräbnisstätte auswählte. An jedem Querschiffe waren beiderseits doppelte Emporen angebracht, die sowohl von den Treppentürmen als auch (an der Nordseite der Kirche) vom Kloster aus erreicht werden konnten (Abb. 19). Das Innere der Kirche erhielt durch abwechselnde Verwendung von roten und weißen Steinen einen eigenen Reiz. Sie ist eine Pfeilerbasilika mit flacher Holzdecke (Abb. 20), den Westchor (Engelchor) trennte von dem nordwestlichen Kreuzarme eine noch erhaltene Scheidewand mit den herrlichsten Stuckverzierungen (Abb. 21). Auf dem Ostchore hing früher der bereits erwähnte Radleuchter Bernwards, hier stand auch die jetzt in dem Dome aufgestellte Christussäule (Abb. 9). Hier befand sich auch der aus Holz geschnitzte Flügelaltar, dessen einzelne Teile jetzt im westlichen Domparadiese aufgehängt sind. Über der Kirche, zu der der Grundstein 1003 gelegt wurde, waltete das Unglück. 1022 fertiggestellt, gänzlich vollendet und durch Bischof Godehard 1033 geweiht, wurde sie 1034 durch

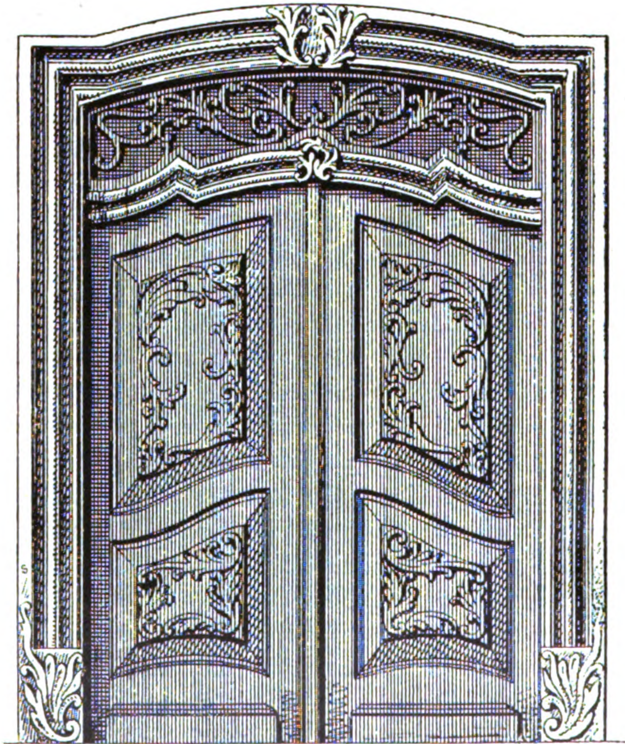


Abb. 18. Tür vom Hause Mühlenstraße Nr. 1.

einen Blitzstrahl angezündet und bald darauf wieder von einem großen Brande heimgesucht. Im 12. Jahrhundert wurde sie wiederhergestellt, war aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts wieder so schadhaft, daß sie nach einer Urkunde vom 28. Juni 1250 einer kostspieligen Ausbesserung unterworfen werden mußte, wozu dem Kloster ein Ablaß verwilligt wurde. Im 15. Jahrhundert war das südliche

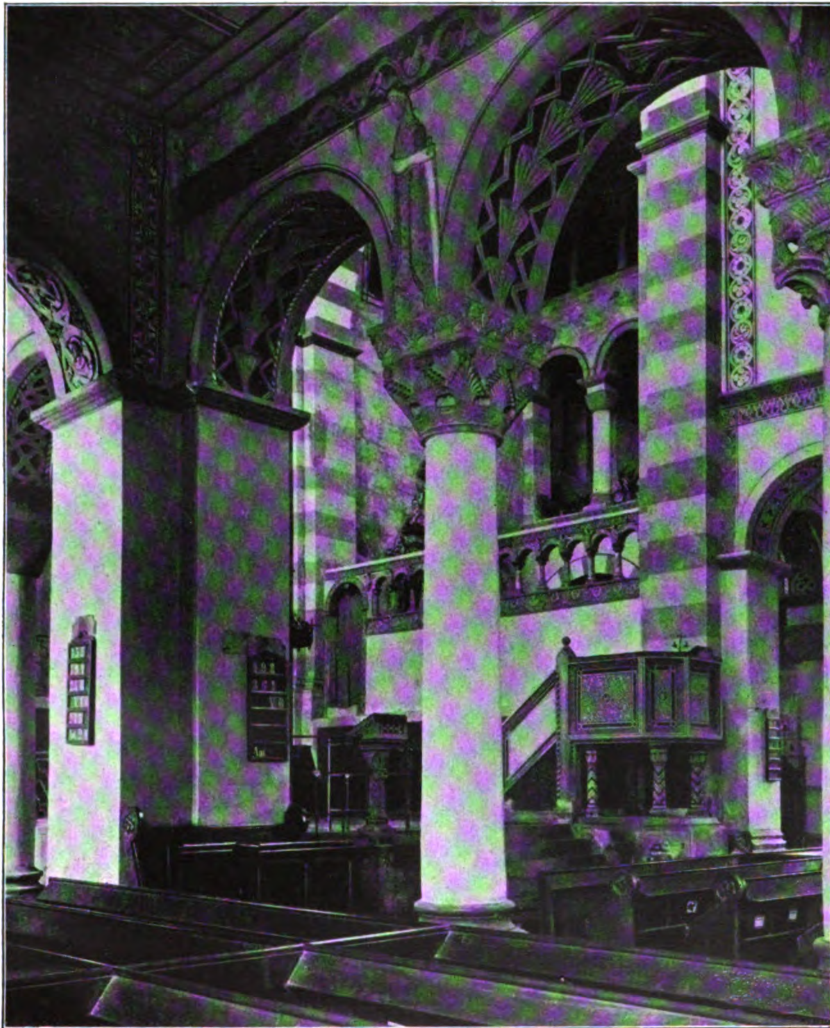


Abb. 19. Engelschor in der Michaeliskirche mit den Emporen.

Seitenschiff baufällig, und im Bewußtsein, daß man doch nicht fähig sei, im alten Stile zu bauen, baute Abt Heinrich Berkau (1464–1473) es nun im schönsten gotischen Stile auf, so wie es sich jetzt noch darstellt. Aus nicht genau zu ermittelnden Ursachen war das Kloster stets ein besonderer Gegenstand des Hasses der Hildesheimschen Bürgerschaft. Nach Einführung der Reformation wurde die Kirche den Mönchen gewaltsam entrissen und nur die Krypta nebst dem nord=

westlichen Querschiffe zum Gottesdienste überlassen. Nach dem Restitutionsedikt wurde die Kirche den Mönchen von neuem übergeben; als sich aber das Kloster wieder zu entwickeln schien, brach 1662 die Wut der Bürgerschaft von neuem aus: Unter Führung der Bürgermeister rückte man gegen die Kirche und begann deren regelrechte Niederlegung. Das später eingefügte Gewölbe des Westchors, der Südarm des westlichen Querschiffes und der daran anstoßende Vierungsturm, der



Abb. 20. Inneres der Michaeliskirche.

Ostchor und die diesen flankierenden Apsiden waren bereits der Zerstörung zum Opfer gefallen, als dieser endlich ein Ziel gesetzt wurde. Damals wurde auch der jetzige Glockenturm über der östlichen Vierung erbaut. So blieb die Kirche, wieder dem lutherischen Gottesdienste übergeben und notdürftig ausgebessert, bestehen, bis sie durch Verfügung des Königs Jerôme von Westfalen 1810 geschlossen wurde; die auf dem östlichen Vierungsturme befindlich gewesenen Glocken, ein außerordentlich harmonisches Geläute, ließ Jerôme nach Kassel bringen und auf der dortigen katholischen Kirche (zu St. Elisabeth) am Friedrichsplatz aufhängen.

Die Kirche verfiel weiter, wurde dann der Irrenanstalt zu verschiedenen Zwecken überwiesen, bis sie 1853 auf Hermann Roemers Anregung von der Martinigemeinde gekauft, so gut es ging, wiederhergestellt und 1857 wieder in Benutzung genommen wurde. Zur Zeit befindet sie sich wieder in einem so baufälligen Zustande, daß dringende Maßnahmen ergriffen werden müssen, wenn dies herrliche Kunstwerk nicht gänzlich dem Verfalle geweiht werden soll.

Im Innern der Kirche (Abb. 20) reichen noch einzelne Säulen auf die Zeit Bernwards zurück; man erkennt sie an der einfachen attischen Basis und dem ebenso einfachen Würfelkapitäl aus rotem Stein. Die übrigen Säulen mit ihren üppig reichverzierten Kapitälen sind Leistungen der Wiederherstellung der Kirche im 12. Jahrhundert, desgleichen die Stuckverzierungen in den Leibungen der Bogen zwischen den Säulen und den Pfeilern sowie im südlichen Seitenschiff über den

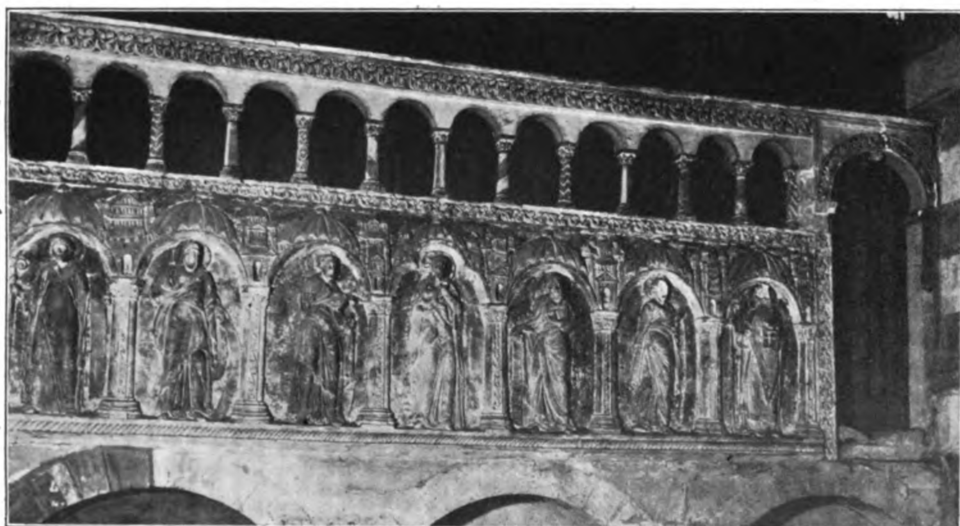


Abb. 21. Scheidewand zwischen dem Engelschor und dem Querschiffe.

Arkaden die weiblichen Stuckfiguren, die acht Seligpreisungen darstellend. Einen besonderen Schmuck verschaffte diese Wiederherstellung aber der Kirche dadurch, daß die Scheidewand zwischen dem Engelchor und dem nördlichen Arm des westlichen Querschiffes, dem Vorraum zum Kloster, mit den herrlichsten Stuckarbeiten verziert wurde. Nach dem Chore zu trägt ein mit Pflanzen- und Tierornamenten verzierter Fries eine Zwerggalerie von 13 Säulen, über deren Kapitälen in den Bogenzwickeln reizende kleine Engel sitzen. Die Wand nach dem Kloster zu (Abb. 21) zeigt in lebensgroßer Figur die Mutter Gottes mit dem Christusknaben, daneben Petrus und Paulus, dann Johannes und Jakobus, zuletzt Bernward und Benedikt, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit der Stellung, die Schönheit ihrer Gewandung und den edlen Ausdruck ihrer Gesichter. Umrahmt sind diese Figuren von Wandpfeilern, die durch kuppelförmige Baldachine verbunden sind. Unter diesen Figuren befinden sich die halbkreisförmig überwölbten, jetzt





Abb. 22. Altar von Hans Raphon in der Michaeliskirche.

vermauerten Öffnungen, durch die man früher in die Krypta schauen und gelangen konnte. Diese Durchblicke gewährten sicherlich einen ganz besondern Reiz.

In dem nördlichen Westquerschiffe befindet sich ein aus der Martinikirche mit hierher gebrachtes Grabdenkmal des 1616 verstorbenen Freiherrn Otto v. Bothmer und dessen ihm 1623 nachgefolgten Gattin Adelheid, geb. v. Stöckheim, auf dem außer den Eltern beide Söhne hinter dem Vater knien. Dies Grabmal ist in den 1890er Jahren vollständig neuhergestellt worden. Auf dem hohen Westchor ist noch ein Chorgestühl aus dem 17. Jahrhundert erhalten, dessen Rück-

wände mit etwas theatralischen, aber ganz virtuos wiedergegebenen Gestalten von Königen und Propheten des alten Bundes geschmückt sind. In dem jetzt als Beichtkapelle dienenden Nordarm des östlichen Querschiffs befindet sich ein sehr hübscher Altar, der vermutlich auch von dem bereits erwähnten Hans Raphon herrührt (Abb. 22). Auf vergoldetem, gemustertem Grunde und unter, ein spätgotisches Maßwerk nachahmendem geschnitzten Rankenwerk zeigt das Innere in schön geschnitzten und bemalten Figuren in der Mitte die Mutter Gottes, in der Linken einen Lilienstengel, auf der Rechten das Christuskind haltend, das einen Reichsapfel in den Händchen trägt, mit einer Strahlenkrone, rechts von ihr den Apostel Johannes, links Johannes den Täufer, auf den Flügeln rechts die Heiligen Barbara und Jakobus, links die Heiligen Andreas und Elisabeth. Auf der Außenseite der Flügel ist in guter Malerei rechts (vom Beschauer) Mariä Heimsuchung und links die Geburt des Herrn dargestellt. Die beiden Frauen begrüßen sich in einer, bereits den Sinn für eine landschaftliche Darstellung zeigenden, perspektivisch gut gezeichneten Landschaft, das andere Bild führt uns in den Stall, in dem das nackte Christkind, von Maria und Joseph angebetet, in der Krippe liegt, während von allen Seiten anbetende Engel heranschweben. Aus dem gegenüberliegenden Querschiffsraum mag noch ein in Bronzeguß ausgeführter Taufstein vom Jahre 1618 und eine alte Klosterstickerei aus dem 13. Jahrhundert Erwähnung finden.

Den Hauptschmuck der Kirche jedoch bildet die gemalte Decke des Mittelschiffs (Abb. 23). Diese Malerei ist unter dem Abt Ratmann um das Jahr 1200 aus-

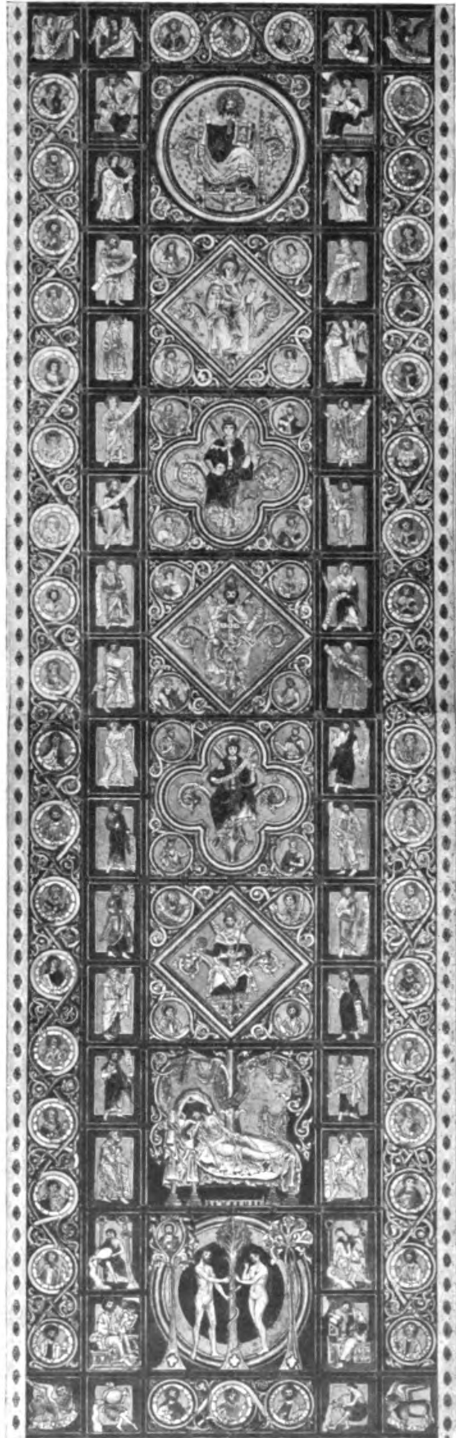


Abb. 23. Decke des Mittelschiffes der Michaeliskirche.

geführt und stellt einen Teppich von 29 m Länge und 8,3 m Breite dar, auf dem der Stammbaum Christi, der „Jessebom“, die Wurzel Jesse, dargestellt ist. Die Malerei ist an den Längsseiten durch zwei Längsstreifen eingefaßt und enthält, durch Leisten eingeteilt, acht große Mittelquadrate, die beiderseits durch einige kleinere Felder eingefaßt sind, um die sich wiederum eine friesartige Umrahmung zieht, die an den vier Ecken kleine Quadrate bildet. Von den Hauptquadraten sind die beiden äußersten mit einem Kreise, die an das östlichste Quadrat anschließenden abwechselnd mit einem übereckgestellten Quadrate oder einem Vierpasse ausgefüllt, in die Ecken dieser Quadrate sind dann wieder kleine Rundbilder gebracht, umrahmt wieder von Ranken, die von einem, aus dem Paradiese erwachsenden, sämtliche Quadrate durchziehenden Baumstamme, eben dem Stammbaum Christi, ausgehen. Im untersten Felde stehen Adam und Eva, zwei hagere Gestalten, den Apfel in der Hand, um den Baum windet sich die Schlange, rechts und links stehen andere Bäume, in denen hinter Adam Gott erscheint, hinter Eva fünf kleine Gesichter hervorschauen, in denen man die Versinnbildlichung der fünf Sinne, als der Mittel der irdischen Erkenntnis und der Türen der Versuchung, erblicken mag. Die Hauptfelder zeigen weiter in größeren und kleineren Darstellungen die Ahnen Christi, namentlich Jesse, David, Salomon, Ezechias, Josias, Maria, mit der Spindel spinnend und von den vier Kardinaltugenden umgeben, darüber sitzt Christus selbst auf einem Thron. Diese Darstellung ist neu und erst bei der Wiederherstellung der Decke in den 1850er Jahren an den Platz eines zerstörten Bildes gesetzt, deutlich war hier Christus am Kreuze zu sehen, und es bildete das Kreuz die Spitze des vom Paradiese mit seinem Sündenfall ausgehenden Baumes. Umgeben ist die Darstellung des Sündenfalls von den vier Strömen des Paradieses, die Ecken des ganzen Gemäldes enthalten die Symbole der Evangelisten, welch letztere in der Nähe davon abgebildet sind. In den übrigen kleinen Rund- und Vollbildern sind teils weitere Ahnen Christi, teils Propheten, die Weissagungen auf Spruchbändern halten, dargestellt. Das Ganze macht durch die schöne symmetrische Einteilung und die prächtige Harmonie der wohlerhaltenen Farben einen ungemein ansprechenden Eindruck.

Von den alten Klostergebäuden sind nur der westliche und ein Teil des nördlichen Kreuzganges (Abb. 24 und 25) erhalten. Der letztere, einfacher gehaltene dürfte etwa aus dem Jahre 1180 stammen, der Westflügel ist von einer seltenen Pracht. Dies entsprach seiner Bedeutung: er führte vom Kloster zum Kapitelsaale und weiter zur Kirche, war also der Weg, den der gesamte Klosterkonvent zu den Kapitelversammlungen und auf den Mönchschor in der Kirche nehmen mußte, auf dem auch der Abt seine Gäste zu den ihnen im Kapitelsaale veranstalteten Festlichkeiten und zum Gottesdienste führte. Und das Kloster konnte sich öfter hohen Besuches rühmen. Zwei deutsche Kaiser, Heinrich II. und Heinrich III. (1002—1024 und 1039—1056), wurden hier bewirtet, 1191 weilte hier der Kardinal Cincius zu Besuch. Es lag deshalb nahe, daß gerade dieser Arm des Kreuzganges besonders schmuckvoll hergerichtet wurde. Alten Überlieferungen zufolge sollen die genannten beiden Kaiser die Kosten für den Bau dieses Teiles des Kreuzganges bestritten haben. Wahrscheinlich aber verfiel er wieder, da nach

der bereits erwähnten Urkunde von 1250 Abt Gottschalk, der damals seines Amtes waltete, den baufälligen (ruinosum) Kreuzgang wiederherstellte. Deshalb ist auch der Kreuzgang nicht, wie es Folge der Erbauung im 11. Jahrhundert

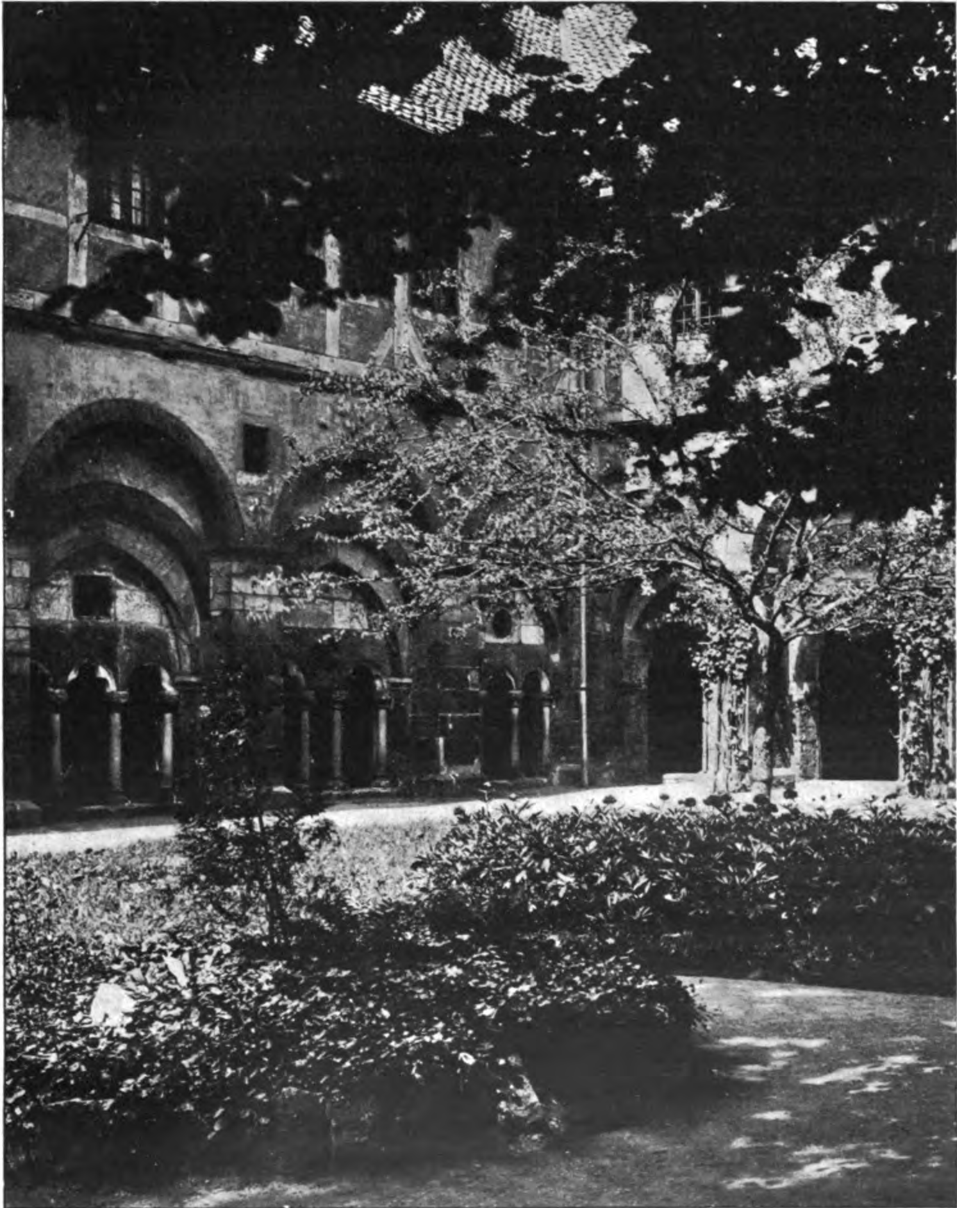


Abb. 24. Kreuzgang des Michaelisklosters.

hätte sein müssen, in rein romanischem Stile, sondern im Stile des Übergangs vom romanischen zum gotischen Stil erbaut, und da letzterer um 1250 der ausschließlich herrschende geworden ist, so haben wir in diesem prächtigen Teile des

Kreuzganges eine der letzten Blüten des Übergangsstiles vor uns. Daraus aber, daß z. B. der am Deckengewölbe angebrachte Ritter (auf den wir noch zurückkommen werden) noch vollständig die Ausrüstung des 11. Jahrhunderts trägt, kann man schließen, daß es sich unter dem Abte Gottschalk wirklich nur um eine Wiederherstellung des alten Bauwerks handelte, bei der man sich in liebevollster Weise bemühte, das alte Gewohnte neuherzurichten. Dieser Flügel des Kreuzganges (Abb. 24 vom Beschauer links) ist von der stattlich verzierten Kirchentür abgeschlossen. Diese Tür ist jetzt vermauert, vielleicht waren hier einst die jetzt im Dom aufgehängten ehernen Flügeltüren aufgehängt, für die ein anderer Platz an der Michaeliskirche nicht zu finden sein dürfte, und die wohl nach dem erwähnten Brande der Kirche von 1034 von hier weg nach dem Dome gebracht wurden (Abb. 7), wo sie, wie wir sahen, 1035 aufgehängt sind. Der Kreuzgang besteht aus zwölf ungleichmäßig großen Jochen einfacher Kreuzgewölbe, nur das vor dem, von zwei jetzt vermauerten Fenstern flankierten, ebenfalls vermauerten Eingange zum ehemaligen Kapitelsaale ist mit Rippen über den Gewölbekuppen belebt, von deren Kreuzungspunkte ein großer vierseitiger Schlußstein herabhängt, auf dessen Seitenflächen die Symbole der Evangelisten von Engeln überragt sind, während die untere Fläche den auf dem Regenbogen thronenden Heiland mit dem Buche des Lebens in der Hand zeigt. Die Lichtöffnungen sind spitzbogig überwölbt und mit Brüstungsmauern gegen den Kreuzgarten abgeschlossen, diese Öffnungen sind durch zwischengesetzte Säulen in zwei bzw. drei Bogen eingeteilt, die entweder aus Rund- oder aus Kleeblattbogen bestehen, über ihnen ist unter dem Schildbogen noch eine Lichtöffnung von verschiedenster Gestaltung — dem Eingange zum Kapitelsaale gegenüber in der einer Bischofsmütze — angebracht. Die Säulenkapitäle sind mit den herrlichsten Verschlingungen von Band, Laub und Rankenmustern, die zum Teile vollständig frei ausgearbeitet sind, verziert. Bevor man vom Kloster an den Eingang zum Kapitelsaale gelangt, sieht man an einem Gewölbebogen zwei Drachen aufsteigen, von denen der nach der Wand zu befindliche auf Raub ausgeht, der andere dagegen im Begriff ist, einen Bären zu verschlingen und gleichzeitig mit seinem Ringelschwanze einen sich vergeblich gegen die Einschnürung wehrenden, in der Weise des 11. Jahrhunderts gerüsteten Ritter umschlingt. Der eine dieser Drachen stellt den Widersacher des Menschen dar, der umhergeht und sucht, wen er verschlinge, der zweite Drachenteufel umgarnt bereits den Menschen und verschlingt schließlich den durch den Bären versinnbildlichten, der Wildheit und dem Zorn verfallenen Menschen. Es war das eine ernste Mahnung an die Mönche vor dem Eintritt zu den Versammlungen in dem Kapitelsaal, dessen prachtvollen Eingang Abb. 25 wiedergibt, oder in den Gottesdienst. Jenseits dieser Warnung aber zeigt sich an dem erwähnten Schlußsteine der Heiland, dessen Erlösungswerk durch die Symbole der Evangelisten und sein Thronen auf dem Regenbogen dargestellt ist, wie auch die dort angebrachten Engel sowohl als Diener des Heilands als auch als solche des Schutzheiligen der Kirche, des an der Spitze der himmlischen Heerscharen das Böse bekämpfenden Erzengels Michael, das himmlische Reich verkörpern. Der Kreuzgang ist 1853 durch den verstorbenen Geheimen

Baurat Haase zu Hannover auf die liebevollste Weise wiederhergestellt worden.

Unter dem Westchore der Michaeliskirche befindet sich die schon mehrfach genannte Krypta, die sich Bernward zu seiner letzten Ruhestätte erkoren hatte. Mit ihr hatte er den Bau der Kirche begonnen, er hatte sie, als er im November 1022 seinen Tod herannahen fühlte, eingeweiht, und hier wurde er nach seinem am 20. des genannten Monats erfolgten Tode bestattet. Die Krypta war ver-

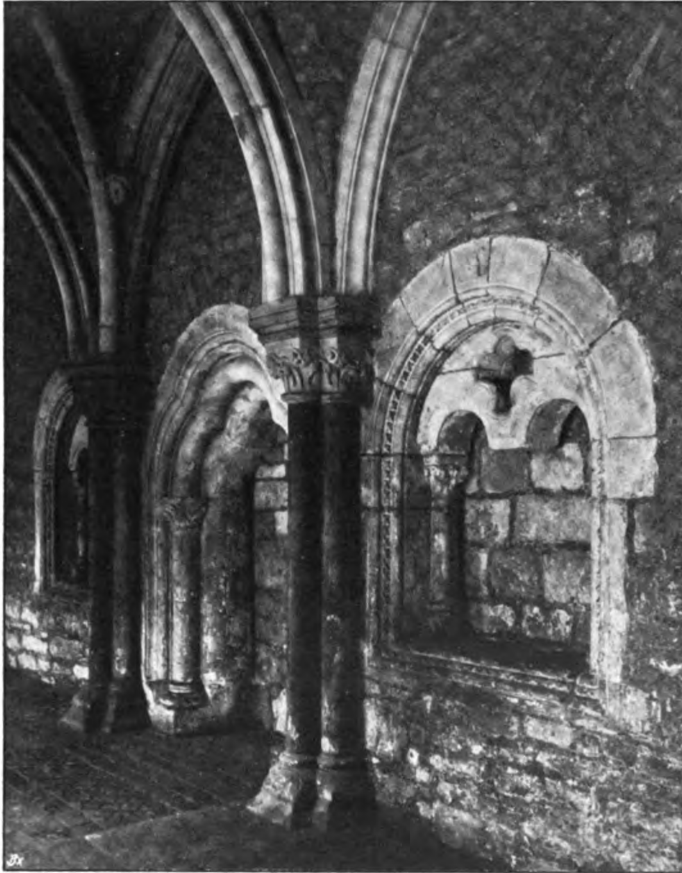


Abb. 25. Eingang zum ehemaligen Kapitelsaal des Michaelisklosters.

mutlich nach dem ursprünglichen Plane viel kleiner, als sie sich jetzt zeigt; sie besteht aus einem innen sehr niedrigen dreischiffigen Raume, der vielleicht erst im 12. Jahrhundert in seine jetzige Gestalt gebracht, jedenfalls aber damals nach Durchbrechung der alten Außenwände mit einem Umgange versehen worden ist. Die Zugänge zur Krypta waren anfangs vom Querhause der Kirche aus, seit 1180, dem Jahre, in dem der Neubau geweiht worden ist, wurden sie von da nach dem Umgange der Krypta verlegt; alle diese früheren Zugänge sind jetzt durch Altäre verdeckt. Als nach der Reformation die Kirche den Mönchen ent-

rissen wurde, blieb, wie schon erzählt, diesen nur die Krypta und der Südarm des westlichen Querschiffs, die sogenannte Benediktkapelle. Damals wurde ein neuer Zugang zur Krypta an deren Westseite notwendig, deshalb eingerichtet, später aber verschiedentlich umgebaut und mit zwei Säulen geschmückt, die mit ihren Würfelkapitälen und dem Perlstabe an deren Abakus sicher noch aus Bernwards Zeit stammen, ohne daß man sagen kann, woher. Da die den Mönchen verbliebenen Räume nicht genügten, so wurde 1567—1568 der frühere Kapitelsaal und etwa um 1690 eine daneben befindliche Kapelle zu St. Philipp und Jakob zu einer Kapelle für den Chordienst eingerichtet. Noch später wurde diese Kapelle von der Krypta abgetrennt und als selbständige Kirche für die Heil- und Pflegeanstalt eingerichtet, und die Krypta, deren Fenster 1698 erweitert worden waren, mit dem jetzt als Sakristei dienenden Nebenraume verbunden. Im Mittelschiffe der Krypta, vor dem Altare der Mutter Gottes, befindet sich Bernwards Grab, in dem er bei seiner Erhebung mit dem jetzt im Domschatze befindlichen grünen Mantel bekleidet gefunden wurde, während die in der Magdalenenkirche verwahrten Leuchter (Abb. 16 und 17) neben ihm lagen. Zur Grabkammer steigt man einige Stufen hinunter. Der Sarg besteht aus einem viereckigen, aus rotem Sandstein gehauenen Kasten mit dachförmigem Deckel. Am Kopfende ist die Inschrift eingemeißelt: Bernwardus episcopus servus servorum Christi. Die Deckelflächen sind mit neun Brustbildern von Engeln als Sinnbild der in der Michaeliskirche verehrten himmlischen Heerscharen, mit aufsteigenden Flammen oder Wolken als Darstellung der sieben Leuchter der Apokalypse und mit der (lateinischen) Inschrift: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt usw., verziert. Am Kopfende ist das heilige Lamm im Nimbus, und um diesen herum sind wiederum sieben Flammen als Vervollständigung der bereits hervorgehobenen Symbolik bezüglich der Leuchter der Offenbarung angebracht. Auf dem jetzt an der Wand aufgestellten Grabdeckel ist innerhalb einer kettenförmigen Umrahmung ein aus einem Baumstamme (wie im Deckengemälde der Kirche) hervorwachsendes Kreuz ausgehauen und mit den Symbolen des Lammes und der Evangelisten in Medaillons geschmückt. Um das Kreuz ist eine Inschrift eingemeißelt, die Bernwards ganze Bescheidenheit ausspricht und deshalb in Bertrams geistreicher Übersetzung hier folgen mag:

Bernwards Körper war ich dereinst, jetzt bin ich umschlossen
Hier vom Dunkel der Gruft, Asche nur bin ich und Staub.
Ach des erhabenen Amtes hab ich nicht würdig gewaltet.
Herr, laß in Frieden mich ruhn! Betet ein Amen für mich!

Der Sarg und der Grabdeckel sind nicht nur selbst von Bernward entworfen, sondern auch unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt. 1893 wurde die Gruft restauriert und mit Malereien von Schaper geschmückt, die ihren vollen Glanz aber nur entfalten, wenn die um das Grab aufgestellten Leuchter ihren Glanz auf sie werfen, dann aber auch von ganz hervorragender Wirkung sind.

Wenn man aus der Michaeliskirche heraustritt und um die Gebäude des Klosters nach Nordosten zu herumgeht, dann gelangt man auf den hier noch wohlerhaltenen Festungswall, den „Hohen Wall“, auf dessen höchster Spitze, einer vor-

maligen Bastion, ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Krieger, ein etwas schwerfälliger gotischer Obelisk ohne künstlerischen Wert, errichtet ist und von der aus man eine herrliche Aussicht in das Innerstetal und darüber hinaus bis zum Schlosse Marienberg bei Nordstemmen an der Leine genießt.

Geht man aber östlich von der Kirche in die Stadt hinein, so durchschreitet man den „Langen Hagen", an dem außer einem prachtvollen, den Schlosserarbeiten vom Lettner im Dome verwandten Treppengeländer (Haus Nr. 39) und einzelnen interessanten Überbleibseln alter Holzbauten vor allem ein herrlicher Steinbau die Aufmerksamkeit erregt, das sogenannte „Kaiserhaus" (Abb. 26).

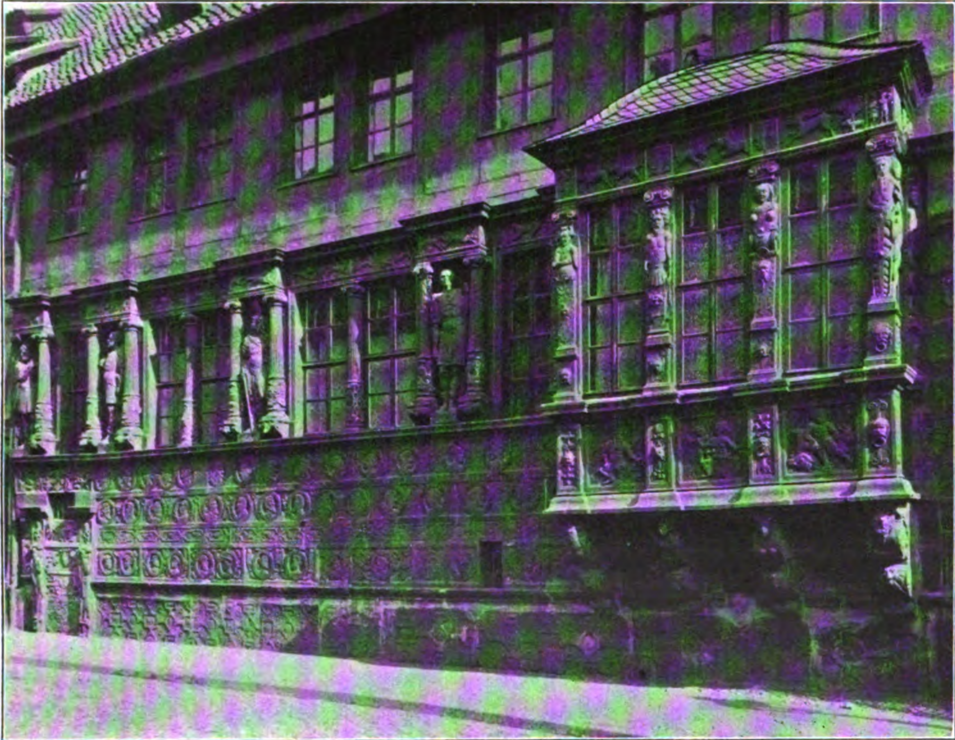


Abb. 26. Das Kaiserhaus.

Es ist dies ein großes Gebäude aus dem Jahr 1543, dessen Sockelmauern durch Auffüllung des Straßengeländes und infolge davon des Hofes zum Teil verschüttet sind. Das Haus scheint nicht fertig geworden zu sein. Während das untere Geschoß in prachtvollster Steinarchitektur gehalten ist, befindet sich darüber ein vollkommen schlichtes hölzernes Geschoß. Das Gebäude hat überhaupt wohl so, wie es jetzt dasteht, nicht ausgeführt werden sollen, Bauherr und Baumeister mögen während des Baues des unteren Geschosses gestorben und die fertigen Werksteine auf dem Hofe liegen geblieben sein, bis sie später nach einem andern Plane oder auch ohne einen solchen in einer zweiten Fassade, der nach dem Hofe zu gerichteten Seitenwand, vermauert wurden. Auch der prächtige

Erker ist nur in die unfertige Fassade hineingeflickt. Es geht die Sage, daß die zur Ausschmückung des oberen Stockes bestimmt gewesenen Schnitzereien lange Zeit vorhanden gewesen, allmählich aber verkommen seien; vielleicht ist aber auch die Annahme gerechtfertigt, daß dahin, wo heute das Fachwerk steht, ein großer Teil der reich geschmückten Seitenfassade gehört habe. Von den neun Statuen der starken Helden sind nur vier (Judas Makkabäus, Hektor, Alexander und Julius Cäsar) fertig geworden und am östlichen Flügel des Hauses je zwischen zwei Säulen aufgestellt, die andern, für den westlichen Flügel bestimmten sind unfertig geblieben oder anderswohin verbracht worden. Es sind diese vorhandenen Statuen charakterisch ausgeprägte Darstellungen dieser Helden, einer der im Mittelalter so sehr beliebten Triaden zur Darstellung der Kraft und Fülle des Heidentums, Judentums und Christentums, die in Hildesheim an verschiedenen Stellen zur Darstellung gebracht sind. Die reichen Türeinfassungen, wie sie zur Zeit der Erbauung des Kaiserhauses der Kunsttischler anfertigte, sind hier in Stein nachgebildet, und wie man im Innern der Häuser die Zimmer mit prächtiger Holztäfelung bekleidete, so sind hier die Außenwände des Hauses mit steinernem Tafelwerk vollständig bedeckt, wie wir dies an den zahlreichen, an der Vorderfront angebrachten Kaisermedaillons wahrnehmen, die dem Hause den Namen gegeben haben. Neben zahlreichen mythologischen und allegorischen Darstellungen zeigen sich dem Beschauer die echten Zierraten der Renaissance, Frucht- und Blumengehänge, die Nachahmung der Leder- und Metallverzierungen, in reichstem Maße.

Von dem Kaiserhause führt die Rolandstraße in der Richtung nach dem Domhofe zu einem der interessantesten Holzhäuser Hildesheims, dem an der Ecke der Eckemecker- und Rolandstraße gelegenen Rolandshause, das daher, daß es lange Zeit dem von einem reichen Bürger namens Roland gestifteten Hospitale zur Unterkunft gedient hatte, seinen Namen ableitet. Das Haus ist 1611 erbaut; es ist ein Haus der ungemischten Renaissance mit hohem Giebel und dreigeschossigem Erker (Auslucht), reichen Gesimsen, Füllbalken und Füllbrettern. Abgesehen von Darstellungen aus dem alten Testament, wie z. B. aus dem Leben Simsons, von einigen Allegorien der Kardinaltugenden, befinden sich zahlreiche Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben, wenig systematisch zusammengesetzt, diese Bilder werden meist als genrehafte Wiedergabe des täglichen Lebens betrachtet, es liegt aber der Gedanke wohl nicht allzufern, in ihnen das letzte Ausklingen einer früher nicht unbeliebt gewesenen Versinnbildlichung der einzelnen Monate des Jahres mit ihren besonderen, sie charakterisierenden Tätigkeiten zu finden, wie solche z. B. in den Kassetten der Haupttüren des Baptisteriums zu Siena aus dem 12. Jahrhundert enthalten sind, wie auch Karl der Große die Monate nach den ihnen am meisten eigenen Tätigkeiten und Ereignissen benannt hat. Es würde dann beispielsweise der Pflüger den März, die Ernte den August, das Schweineschlachten den Dezember vorstellen usw. Die Kleinkunst hat ja oft alte Motive beibehalten und weiter gebraucht, ohne zu wissen, was sie damit tat.

Beim einstweiligen Überschreiten der Eckemeckerstraße (d. h. Straße der Weißgerber), die mit ihren verschiedenen alten Giebelhäusern und dem über ihrer Windung mächtig hervorragenden Andreasturm einen äußerst malerischen Eindruck

macht, gelangt man durch die ganz neue Poststraße zu einer der malerischten Straßen der Stadt, dem sich im alten Burggraben hinziehenden Pfaffenstiege, dessen Hauptreize jetzt aber beseitigt werden müssen, weil die Bedürfnisse der Neuzeit, insbesondere die Anlage einer Straßenbahn, seine Erweiterung gebieterisch fordern. Am Regierungsgebäude vorüber über den Bohlweg, dessen Namen noch andeutet, daß hier einst Bohlen zum Überschreiten des östlichen Burggrabens und des später an seine Stelle getretenen versumpften Bodens gelegt werden mußten, gelangt man zu der Stelle, von der aus die Hildesheimer Geschichte überhaupt ausgeht, wo Kaiser Ludwig gelagert hat, zu dem Treppenaufgang zwischen Regierungsgebäude und Domschenke. Gerade gegenüber aber an der Ecke der Kreuzstraße, an der oben die Barockfassade der Kreuzkirche malerisch vorgelagert ist, zeigt sich eins der eindrucksvollsten Häuser Hildesheims, der goldene Engel, ein glänzender Vertreter des Mischstils von 1530—1580. Im Jahre 1548 von Dr. Brandis gebaut, kehrt es die Giebelseite dem Regierungsgebäude, die Langseite der Kreuzstraße zu und wurde in den 1580er Jahren von Brandis' Schwiegersohn, dem Weinschenken Palz, unter Benutzung der älteren Gebäudeteile, namentlich auch der alten Brüstungsplatten, darunter der mit der Jahreszahl 1548, umgebaut. Ob der nach der Kreuzstraße zu befindliche Giebel schon anfänglich vorhanden war oder erst bei dem Umbau angefügt wurde, kann zweifelhaft sein. Bei dem Umbau wurden die inzwischen beliebt gewordenen Ausluchten dem Hause angebaut, es sind die einzigen mit Fächerrosetten auf den Brüstungsplatten in Hildesheim. Der eingemauerte Sockelstein mit der Jahreszahl 1594 stammt wohl von einem Kamine. Die Ausluchten haben bereits keine Kopfbänder mehr und zeigen verschiedentlich Nachahmung des Steinbaues. Sie sind von verschiedener Breite und unorganisch mit dem Hauptgebäude verbunden, sie wurden errichtet, als das alte Patrizierhaus in eine, der Domschenke Konkurrenz machende und daher später „der alte Schaden" genannte Weinschenke verwandelt wurde. Hier sehen wir am ältesten Teile des Hauses den vollständigen Mischstil, spitzbogige Türen, Fenster mit Vorhangsbogen, die vorhandenen Kopfbänder und Schwellen sind noch ganz gotisch, die Brüstungsplatten tragen das Fächer-, die Schwellen das Hängebogenornament. Das Erdgeschoß bildete früher eine große Schenkhalle mit Torfahrt und zwei Nebentüren, darüber ist an einem Balken ein mit fünf Pferden bespannter Frachtwagen eingeschnitzt, hinter dem der Wirt steht und den Gewinn berechnet. Die auf der Giebelseite über der zu einem Fenster umgewandelten Tür angebrachte Inschrift ANNO DOMINI M DXL VIII ist die erste in lateinischen Buchstaben im Gegensatz zu den früher ausschließlich verwandten gotischen Buchstaben gehaltene Inschrift in Hildesheim.

Beim goldenen Engel beginnt die Straße „Hückedal", von Dal und Hocken abzuleiten, ein jetzt zugeschütteter ehemaliger Lauf des Treibebachs. An seiner Ostseite zeigt sich das ehemalige Josephshospital mit hübschen Holzschnitzereien, die Westseite wird von dem Domkreuzgang und den auf der Terrasse des Dombergs mächtig aufragenden Gebäuden des Gymnasium Josephinum eingenommen. Das andere Ende der Straße trifft bei dem südlichen Ausgange der Domburg an der

Neuen Straße die Reste des ehemaligen Kartäuserklosters, die Kartaus, die mit einem nicht schlecht ausgeführten Barockportal aus den Jahren 1659—1665 geschmückt, im übrigen aber durch Umbauten völlig bedeutungslos geworden ist; sie dient jetzt zu den Zwecken der Armen- und Krankenpflege. Diesem Gebäude gegenüber fesselt das ganz neu in gutem romanischen Stile erbaute Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern des Ordens von St. Vinzenz zu Paula die Aufmerksamkeit, dann aber führt der Weg unter einstweiliger Beiseitelassung der mächtig aufragenden ehemaligen Paulinerkirche nach Süden zu in den hintern Brühl, der, mit verschiedenen alten Häusern besetzt, zur **Godehardikirche** (Abb. 27)

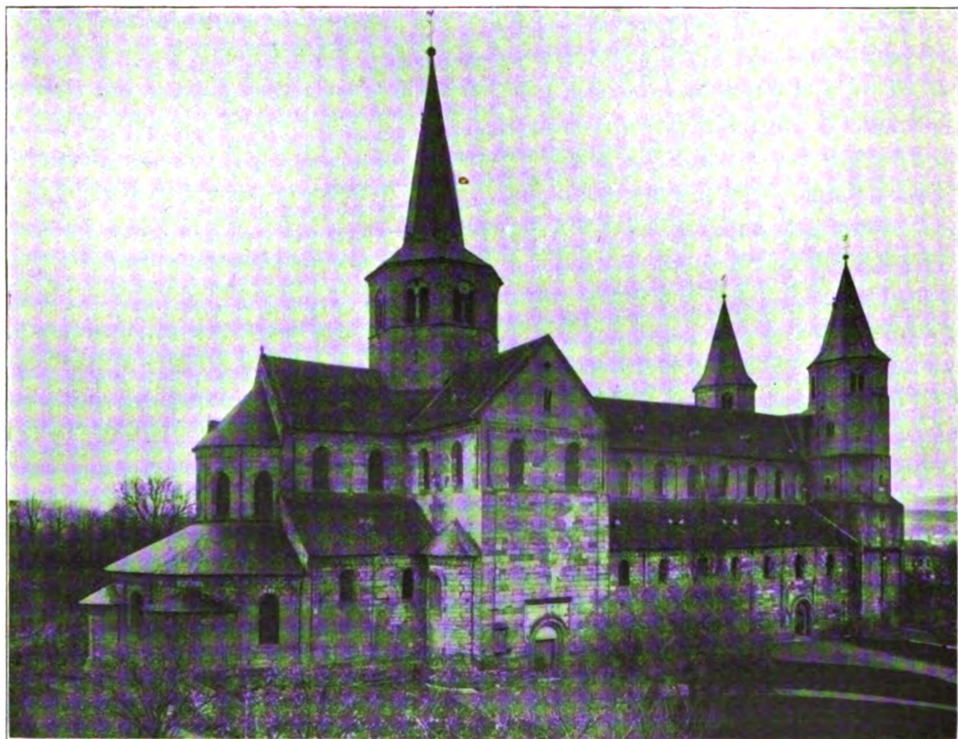


Abb. 27. Die Godehardikirche.

führt, in deren Nebengebäuden die Überbleibsel des 1133 von **Bischof Bernhard** gegründeten Benediktinerklosters zu St. Godehard erhalten sind, die jetzt dem Amtsgerichte, den beiden Landratsämtern der Kreise Hildesheim-Land und Marienburg sowie dem Gerichtsgefängnis mitüberwiesen sind. Die Kirche selbst ist ein mächtiger romanischer Bau, nach außen abgeschlossen, da nur zwei mäßig große Türen an der Nordseite hineinführen, während an der Westseite dem Turmpaare ein jetzt als Taufkapelle dienender, tiefer wie die Kirche liegender Chorraum mit darüber angebrachter Orgelbühne vorgelagert ist. Es ist eine in Form eines lateinischen Kreuzes erbaute Pfeilerbasilika von 10 Jochen, über der Vierung erhebt sich ein wirkungsvoller Turmbau. Um den Chor zieht sich ein Kapellen-

kranz (Abb. 28), wozu Bischof Bernhard den Riß 1131 vom Konzil zu Rheims, auf dem Godehard heilig gesprochen worden war, mitgebracht hatte. Vollendet wurde die Kirche 1172 durch Vollendung des Turmbaus. Der Chor wurde baufällig und deshalb schon im 15. Jahrhundert in gotischem Stil erneuert, bei der



Abb. 28. Inneres der Godehardikirche.

im verflossenen Jahrhundert notwendig gewordenen vollständigen Wiederherstellung der Kirche aber wieder in romanischem Stil ausgeführt. Bei dieser Restauration wurde die Kirche allerdings übermäßig bunt ausgemalt. Die Kirche an sich ist im Innern einfach, außerordentlich reich sind aber die stets verschieden gehaltenen Kapitäle der Säulen. Der Chorumgang mit seinem Kapellenkranze gewährt rei-

zende Durchblicke. Im Chor ist ein prachtvolles Chorgestühl aufgestellt, das unter Abt Lippold von Stemmen 1463—1473 geschnitzt wurde. Der Teil, an dem der ausführende Künstler selbst angebracht ist, zeigt sich in Abb. 29. In der Sakristei sind einige wertvolle Kunstdenkmäler erhalten, so der aus in Silber gefaßter Kokosnuß hergestellte Becher, aus dem Godehard den Kranken die Kommunion gereicht hat, Godehards Herz in einer spätgotischen Monstranz, aus romanischen Zeiten ein prachtvoller Kelch nebst Patene und ein Kruzifix.

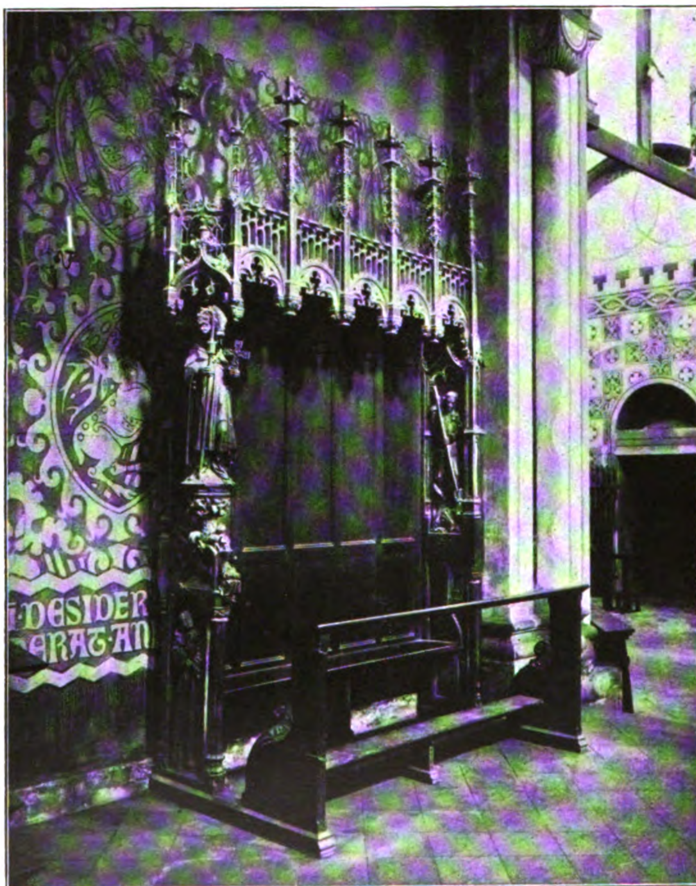


Abb. 29. Chorgestühl in der Godehardikirche.

Parallel mit dem hintern Brühle führt der Brühl an verschiedenen wertvollen Holzbauten aller Stilperioden und dem massigen, kasernenartigen Gebäude der vier vereinigten Hospitäler von Alten, St. Barbarä, St. Katharinen und Trinitatis, an dem eine alte Steintafel der Mutter Gottes zwischen sie verehrenden Hilfsbedürftigen angebracht ist, an der im italienischen Barockstil gebauten ehemaligen Kapuzinerkirche, die jetzt dem Priesterseminare dient, zunächst an die bereits erwähnte Paulinerkirche (Abb. 30), die jetzt in ein Gesellschaftshaus für die Aktiengesellschaft Union verwandelt ist, hoffentlich aber bald ihrem ehemaligen

Zweck, der Gottesverehrung zu dienen, zurückgegeben wird. Hier hatten sich im Jahre 1234 die von Bischof Konrad II. herbeigerufenen Dominikaner, und zwar unmittelbar an der Stadtmauer, angesiedelt und ihre erste Kirche erbaut, die wohl erst im 15. Jahrhundert umgebaut und um 1480 mit einem geräumigen Chore, aus vier Jochen bestehend und von drei Seiten des Achtecks geschlossen, versehen wurde. Es ist eine mächtig große, flachgedeckte und sehr einfach gehaltene Hallenkirche, deren Pfeiler über einer einfachen Basis achteckig aufgemauert und

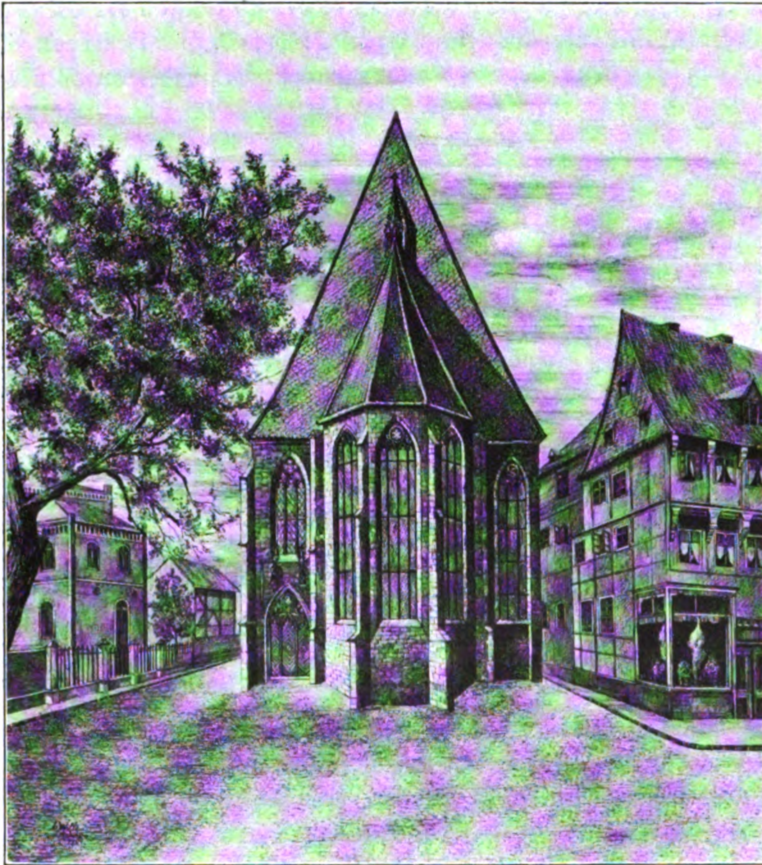


Abb. 30. Chor der ehemaligen Paulinerkirche.

von den Bogen nicht einmal durch ein Kapitäl getrennt sind. Die jetzt im großen Saale angebrachten Kapitäle rühren aus der Zeit der Umwandlung der Kirche in ein Gesellschaftshaus. Der Chor ist schon schmuckvoller ausgeführt, auf ihm befand sich der (in der Abbildung rekonstruierte) Dachreiter für die Klosterglocke. Die jetzt rechts und links vom Chordach an dem sehr hohen Dach des Schiffes angebrachten Fachwerkausbauten sind wohl bei der Übernahme der Kirche für den protestantischen Gottesdienst zur Aufnahme der Kirchenglocken ausgeführt. 1810 wurde die Kirche geschlossen. Vom innern Schmuck der Kirche sind nur

zwei wohlerhaltene Altarflügel vorhanden, die, von einem niedersächsischen Meister des. 16. Jahrhunderts herrührend, jetzt im Provinzialmuseum zu Hannover aufbewahrt werden. Der eine stellt eine freie Nachbildung von Blatt 90 aus Dürers Marienleben dar. Wohl noch vom Verkehr der Dominikaner mit dem Orient herrührend, wächst auf der benachbarten Stadtmauer noch der Ysop wild, wenn er auch daselbst nur ein kümmerliches Dasein fristet. Auch mag erwähnt werden, daß der berühmte Dominikaner Albertus Magnus, Graf zu Lauringen, eine Zeit im hiesigen Paulinerkloster gelebt haben soll.

Der Weg führt nun zu den am Nordende des Brühls an der Ecke der Kreuzstraße belegenen Gebäude des ehemaligen Stiftes zum Heiligen Kreuze, gestiftet 1079, aufgehoben 1802, wobei seine wertvolle Bibliothek verschleudert wurde.

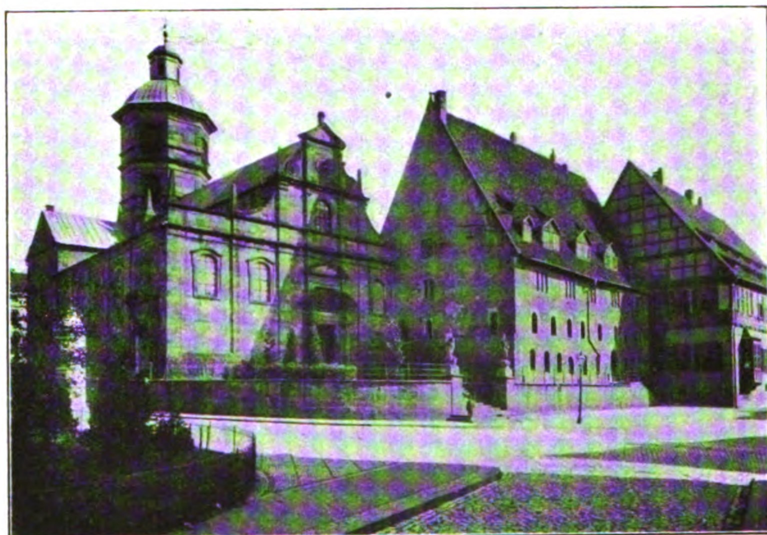


Abb. 31. Kirche zum heiligen Kreuze mit der Choralei und ehemaligen Propstei.

Die Gebäudemasse besteht aus der Kirche, dem südlich daran angebauten Kreuzgange nebst den diesem angegliederten Bauwerken und der ehemaligen Propstei, die sich unmittelbar an der Straße als ein stattlicher Holzbau mit steinernem Unterbau erhebt, wogegen die übrigen Gebäude etwas zurück auf einer Terrasse liegen. Das zunächststehende Haus, die Choralei, hat diesen Namen daher, daß daselbst die Chorschüler des Kreuzstiftes, die Choralen, ihre Wohnungen hatten, neuerdings ist das Haus zur Aufnahme der katholischen Präparandenanstalt bestimmt worden. Das Haus ist 1184 in romanischem Stile erbaut worden, bei einem kurz vor 1397 erforderlich gewordenen Umbau wurde das Obergeschoß möglichst im Einklange mit dem stehengebliebenen Untergeschosse, vielleicht auch unter Benutzung der vorhandenen Fensterumrahmungen und unter Einbau einiger spitzbogigen Türen im Untergeschoß, hergestellt, während das oberste Geschoß infolge des Schadhaftwerdens des Mauerwerks unterhalb der Dachtraufe in der spätgotischen oder vielleicht schon in der Renaissancezeit mit viereckigen Fenstern versehen wurde (Abb. 31).

An die Choralei stößt die Kirche zum heiligen Kreuze. Die Terrasse vor ihr, zu der eine breite, von barocken Bildsäulen der Schutzheiligen der Kirche, Petrus und Paulus, behütete Freitreppe hinaufführt, wird bereits 1221 erwähnt, in welchem Jahre man gegen einen Unfug der Chorschüler einschreiten mußte, die dort am Feste der unschuldigen Kindlein (28. Dez.) in Erinnerung an die alte heidnische Feier der Sonnenwende ein Feuer anzündeten, bei dem es schließlich zu lärmend herging. Die Kirche macht trotz der nicht uninteressanten, in italienischem Barockstil aufgeführten Fassade infolge der gar zu einfachen Nordwand und des unverhältnismäßigen Vierungsturmes einen wenig schönen Eindruck, und doch ist sie eine der interessantesten Kirchen der Stadt. Ihr uralter Kern ist das Mittelschiff vom Hauptportale bis zu dem vor dem Vierungsquadrat befindlichen niedrigen Bogen. Dies Mittelschiff besaß ursprünglich außer dem noch erhaltenen schmalen südlichen Seitenschiff ein gleiches auf der Nordseite und eine überwölbte Eingangshalle unter der jetzigen Orgelbühne. Über den Seitenschiffen, der Eingangshalle und dem erwähnten niedrigen Bogen zog sich ein Umgang rings um die Kirche, der nur durch den noch erhaltenen Treppenturm von der Südseite des Mittelschiffes, vielleicht auch durch einen gleichen nördlichen, zu erreichen war. Wir haben es hier mit einer der immer mehr ans Licht gezogenen, zu Verteidigungszwecken eingerichteten kirchlichen Gebäude zu tun, wie denn auch der Annalist Saxo in der Lebensbeschreibung des Bischofs Hezilo (1054—1097) erzählt, Hezilo habe am Ende seines Lebens ein zu kriegerischen Zwecken bestimmtes Gebäude (eine domus belli) durch Anfügung eines großen Anbaues in ein Haus des Friedens verwandelt. Das Gebäude war also ein vorgeschobenes Werk der Bischofsburg zur Verteidigung des diese überhöhenden Geländes und der, wie bereits erwähnt, in unmittelbarster Nähe der Kreuzkirche entspringenden Marienquelle, das gleichzeitig dazu diente, bei feindlichen Einfällen die Bewohner der umliegenden Ortschaften aufzunehmen. Hezilo fügte unter Beseitigung der ehemaligen Chorapsis ein Querschiff und einen Ostchor, wie Nachgrabungen ergeben haben, ohne Krypta an, setzte über die Vierung, vielleicht an Stelle eines daselbst vorhanden gewesenen Wartturms, einen Glockenturm und verwandelte dadurch das Gebäude in eine romanische Basilika. Die obern Umgänge blieben, wie auch der sie verbindende östliche Querbogen, der nun als ein höchst merkwürdiges Glied vor bzw. unter dem Triumphbogen der Kirche erscheint, die Vorderfront der Kirche, zu einer unbestimmten Zeit im Übergangsstil umgebaut, wobei sie im obern Geschosse mit drei, im Innern des Gebäudes noch sichtbaren, schmalen spitzbogigen Fenstern ausgestattet wurde. Dann wurden allmählich die 1287—1400 in gotischem Stil ausgeführten Kapellen längs der Seitenschiffe erbaut. Als man um 1700 allgemein die alten Kirchen in dem Barockstile umzuwandeln begann, wie sich dies bereits beim Dome und der Moritzberger Kirche gezeigt hat, beschloß das Stiftskapitel, ein gleiches zu tun. Der nördliche Kapellenkranz und das nördliche Seitenschiff wurden ganz umgebaut, so daß nur die obern Teile der Bogen der ehemaligen nördlichen Arkadenreihe erhalten blieben, unter Beseitigung der westlichen Empore wurde eine neue Orgelbühne angelegt, das Hauptschiff wurde in entsprechendem Stile umgebaut, wobei die Öffnungen der

südlichen Empore vermauert wurden, der Vorderfront wurde eine neue vorgelegt, der Turm umgewandelt und schließlich der Chor verlängert. Zum Umbau des

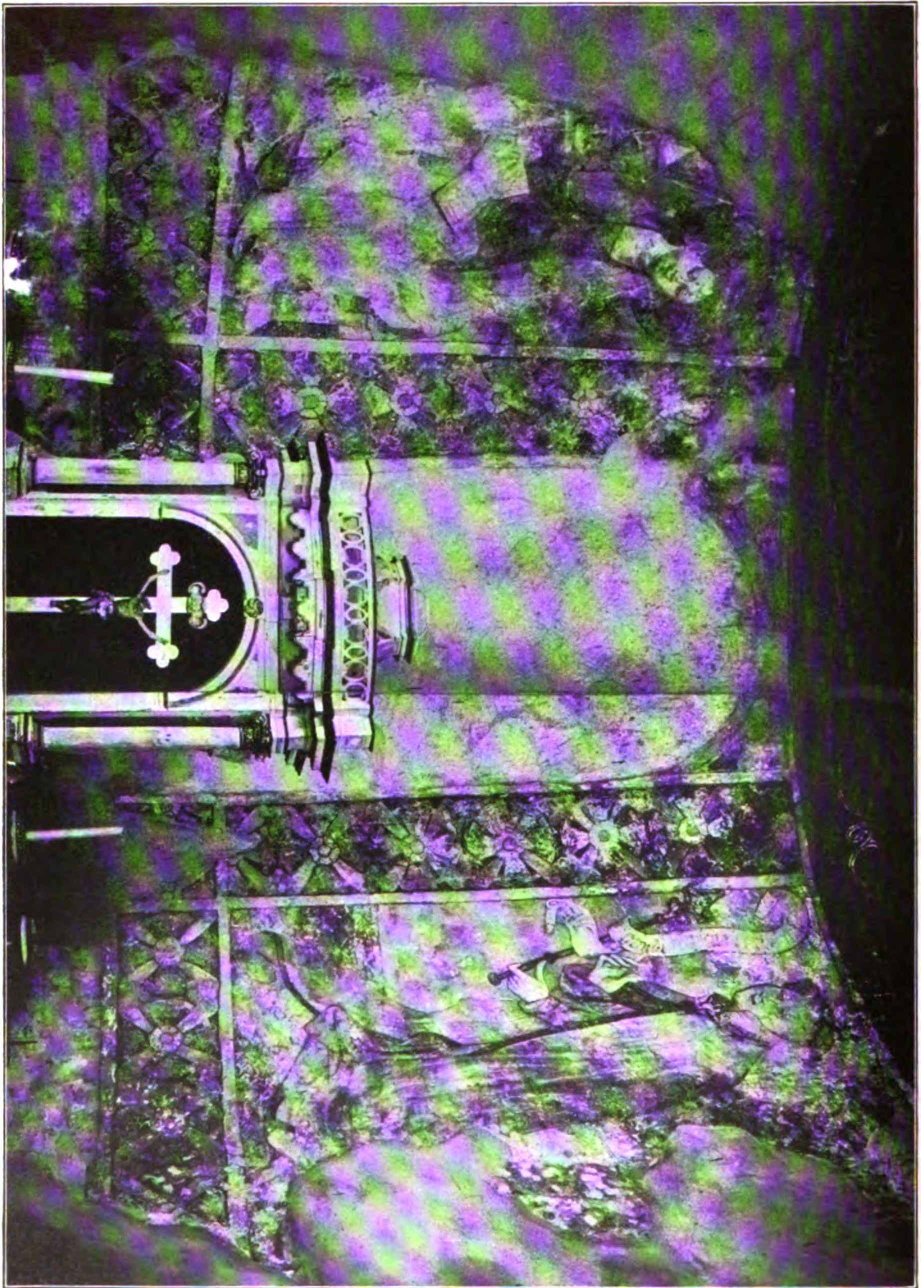


Abb. 32. Wandgemälde, die Verkündigung darstellend, in der Kreuzkirche.

südlichen Seitenschiffes und der zugehörigen Kapellen fehlte glücklicherweise das Geld, so daß diese erhalten geblieben sind, und von ihnen aus, in Verbindung mit den übrigen Resten, kann man sich den ganzen Zustand der alten Kirche zurück-

konstruieren. Hoffentlich wird diese Empore wieder hergestellt — in Erwägung ist es wenigstens gezogen. Chor und Querschiff sind bereits entsprechend umgearbeitet, und dabei ist der in der Marienkapelle befindliche barocke Altar durch einen neuen, in romanischem Stile gehaltenen ersetzt. Hinter diesem Altare befindet

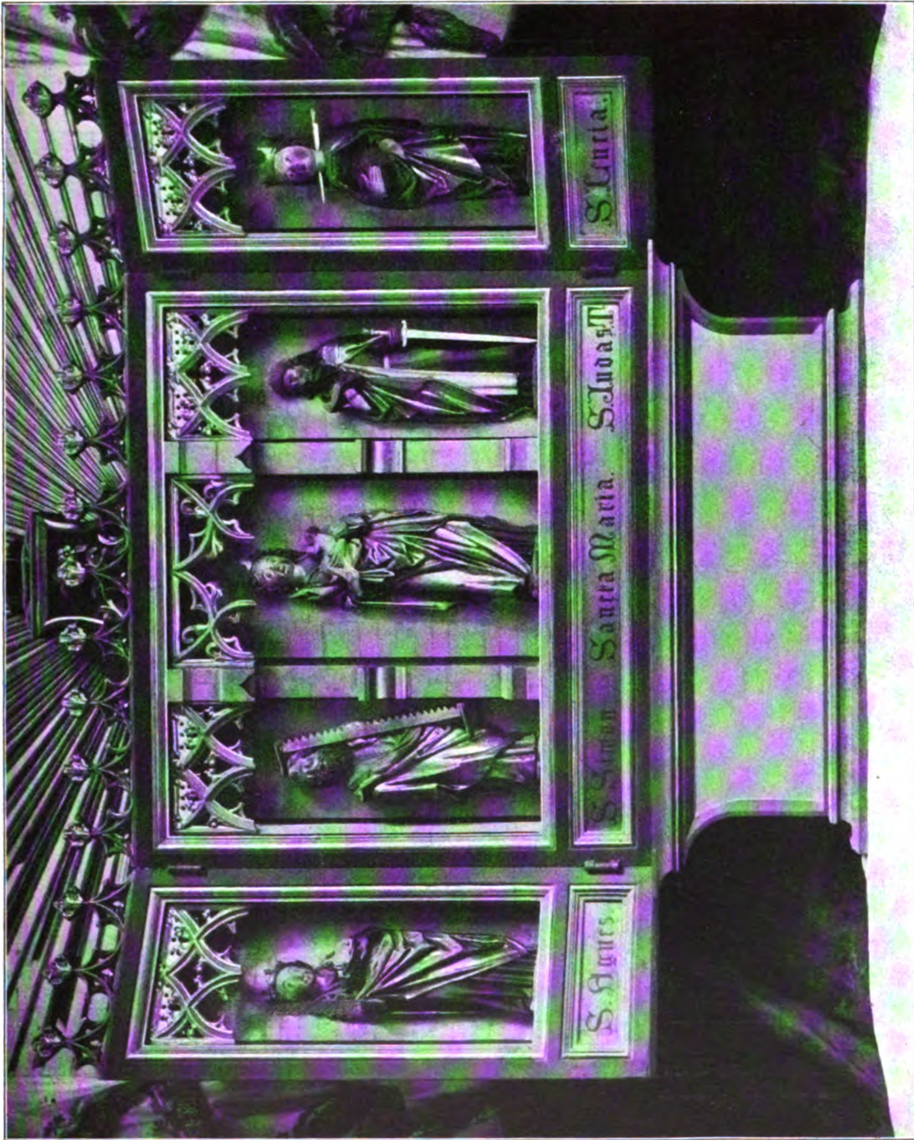


Abb. 33. Spätgotischer Altar in der Kreuzkirche.

sich ein etwa aus 1503 stammendes Freskogemälde, die Verkündigung darstellend, das, weil man es wegen seiner mangelhaften Erhaltung nicht mehr als Gegenstand der Erbauung ansehen konnte, es aber auch nicht durch eine Restauration vollkommen zerstören wollte, jetzt durch einen Vorhang verdeckt ist (Abb. 32). Auf jeder Seite eines im Halbkreise geschlossenen Fensters befindet sich eine

Figur, links vom Beschauer Maria mit einem Buche in der Hand, rechts der Engel mit Spruchband und Lilienstab. Das Gesicht Marias, voll edelster Jungfräulichkeit, zeigt deutlich den Eindruck der Botschaft. Die Figuren sind umrahmt von einem auf dunklem Grunde angebrachten romanischen Muster und grünen und roten Kränzen und Bändern, auf den Kreuzungen der Bänder befindet sich eine rote Rose, das beliebte Hildesheimer Ornament. Außerdem befindet sich in der Kirche noch ein spätgotischer



Abb. 34. Grabstein des Dekans Christiani in der Kreuzkirche.



Abb. 35. Statue der Mutter Gottes im Kreuzgange der Kreuzkirche.

Altar mit der Mutter Gottes und den Heiligen Simon und Judas, Lucia und Agnes (Abb. 33). Merkwürdig an dem Altar ist, daß die beiden Flügel so schmal sind und stets waren, daß sie geschlossen nur die neben der Jungfrau stehenden Heiligen bedeckten, Maria also stets sichtbar bleibt. Ferner befindet sich an der Westwand der Kirche ein sehr fein aus Sandstein ausgearbeiteter Grabstein eines Dekans der Kirche (Abb. 34). Darüber befinden sich zwei jetzt kopflose

Statuen der Patrone der Kirche, Petrus und Paulus, eingemauert, die früher den Treppenaufgang zur Terrasse vor der Kirche flankierten, 1542 von der aufgeregten evangelischen Jugend zerstört und dann hierher versetzt wurden. An die Südseite der Kirche schließt sich der Kreuzgang an, der in seinen ältesten Teilen Hezilos Zeit angehört, später aber nach und nach, etwa vom 12. bis 14. oder



Abb. 36. Hezilokreuz von vorn gesehen.



Abb. 37. Hezilokreuz von hinten gesehen.

15. Jahrhundert, überwölbt wurde; an seinem Westraume liegt die ehemalige, dem heiligen Vinzenz geweiht gewesene, schöne gotische Tonsurkapelle, die durch ihre schiefe Gewölbeachse bemerkenswert ist.

Im südlichen Kreuzgangsarme ist eine recht wertvolle, aus geformtem Stuck gefertigte, bemalte Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde, aufgestellt, die nach

ihrer ganzen Darstellung, der Form der Krone und dem großartigen Faltenwurfe der besten Zeit der Gotik entstammen dürfte (Abb. 35).

Die an der Ostseite des Kreuzganges belegene, mit einem reizenden Rippengewölbe vom Ende des 15. Jahrhunderts versehene Sakristei birgt einige wertvolle Kunstschätze. Es sind dies das Kreuz Hezilos, das Kreuz Heinrichs des



Abb. 38. Kreuz Heinrichs des Löwen von vorn



Abb. 39. von hinten gesehen.

Löwen, das sog. Reliquiarium der heiligen Katharina und ein aus einer Meernuß hergestelltes Reliquiarium. Hezilo stiftete 1077 der umgebauten Kirche ein zur Aufstellung auf dem Altare bestimmtes Kreuz (Abb. 36 und 37). Auf einem gegossenen vergoldeten Fuße und Schafte erhebt sich ein lateinisches hölzernes, mit Goldplatten überzogenes Kreuz, mit einem Mittelquadrat und vier Eckquadratpotenzen. Das Kreuz ist auf der Vorderseite mit prachtvollem Filigran

bedeckt, in dem zahlreiche, teils verloren gegangene Edelsteine, darunter eine antike Gemme, eingesetzt sind und auf dem, an zum Teil noch erhaltenen Goldfäden, Perlen aufgereiht waren. Die Potenzen und das Mittelquadrat sind mit Steinen



Abb. 40. Reliquiarium der heiligen Katharina (Barbara) von vorn gesehen.

besetzt, das Mittelquadrat enthält über den Kreuzessplittern, an Stelle eines hier vielleicht früher befindlichen Kristalls, eine kleine aus guter gotischer Zeit stammende Tür mit dem segnenden Christus. Die vergoldeten Platten der Rück-

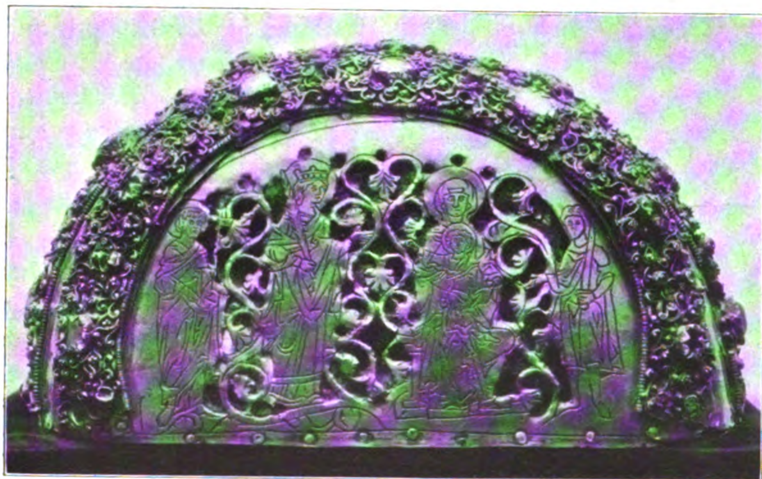


Abb. 41. Reliquiarium der heiligen Katharina (Barbara) von hinten gesehen.

seite sind zwischen feinsten Blattornamenten mit regelmäßigen kreisförmigen Öffnungen durchbohrt, in denen aber nie Edelsteine eingesetzt waren. Heinrich der Löwe schenkte 1172 dem Kreuzstifte ein jetzt auf einem häßlichen modernen Fuß

aufgesetztes lateinisches Kreuz von Holz, mit Goldplatten überzogen, ebenfalls mit einem Mittelquadrat und vier Eckquadratpotenzen (Abb. 38 und 39). Auf dem Mittelquadrat der Vorderseite liegt ein viereckiger Kristall, der einen großen Kreuzsplitter bedeckt, den Heinrich aus dem Morgenlande mitgebracht hatte. Filigranarbeit und Gold umgibt zahlreiche Edelsteine, darunter zwei Gemmen, und Perlen, das Kreuz selbst ist mit gestanzten Blattornamenten verziert. Auf dem untern Teile des Stammes ist später ein goldenes Kruzifix angebracht. Die Rückseite zeigt auf den Quadraten Christus und vier Engel in Gold getrieben, der Goldblechüberzug an Stamm und Armen zeigt innerhalb einer gepunzten Fläche eine Reihe halbkugelförmiger Vertiefungen, die eine prachtvolle Lichtspiegelung bewirken, alles von zierlichsten Blattornamenten umgeben. Das sog. Reliquiarium der heiligen Katharina hat die Gestalt einer plattgedrückten Halbkugel, besteht aus Eichenholz und ist mit Silberblech überzogen (Abb. 40 und 41). An den Seiten und auf dem Rande ist das Kunstwerk mit herrlichem silbernen Schneckenfiligran versehen, in das Edelsteine eingesetzt sind. Die Vorderseite zeigt in Gold getrieben Christus am Kreuze, umgeben von Maria und Johannes dem Evangelisten, Johannes dem Täufer und einem heiligen Bischof. Die glatte Rückseite ist durchbrochen, an diesen Stellen mit romanischem Rankenwerk ausgefüllt und enthält auf den glatten Stellen die eingeritzte Figur der sitzenden Mutter Gottes mit dem Christuskinde auf dem Schoße, zur Rechten steht eine Heilige, angeblich Katharina, wahrscheinlich aber Barbara, daneben Petrus, zur Linken steht eine nicht zu deutende männliche Figur. Endlich stiftete 1500 der Kanonikus Sigfried Anthony ein Reliquiarium (Abb. 42), das aus einer Meernuß auf silbernem Fuße und mit silbernem Deckel besteht, auf dem der heilige Antonius von Padua angebracht ist.



Abb. 42. Reliquiarium aus einer Meernuß.

In der Umgebung der Kirche befinden sich noch verschiedene Gebäude, die sich durch das an ihnen angebrachte Wappen des Kreuzstiftes (ein bekränztes Kreuz zwischen Petrus und Paulus) als ehemalige Kurien oder sonst zum Stift gehörig gewesene Häuser erkennbar machen.

Wenige Schritte zurück in die Kreuzstraße hinein gelangt man rechts unter Nr. 18 zum Neuen Schaden, einer im 15. Jahrhundert angelegten, ehemaligen Broihanschenke, die wie die Weinschenke im goldenen Engel, der alte Schaden, der Domschenke Konkurrenz machte, eine Konkurrenz, die um so schwerer ins Gewicht fiel, als das damals als Getränk aufkommende leichte Bier sich alsbald einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatte. Hier befand sich auch während der Reformationskämpfe der Sammelpunkt der der neuen Lehre anhängenden bürgerlichen Jugend, die von dort aus manchen tollen Streich, namentlich gegen das Kreuzstift, vollführte. Das jetzige, 1541 errichtete Gebäude, im Erdgeschosse, vermutlich dem früheren Kellergeschosse, vollständig umgebaut, ist ein treffliches Beispiel des Überganges von der Gotik zur Renaissance. Die sicher einst bemalt gewesenen Platten unter den Fenstern erinnern an den antiken Steinbau. Die Setzschwelle enthält, um mit Lachner zu reden, eine sprechende humoristische Illustration zu dem Spruche: und die alten Deutschen, sie tranken immer noch eins. Figuren mit Fischschwänzen trinken und erleben alle Folgen des Trinkens, während dazwischen gesetzte Köpfe den Eindruck wiederspiegeln, den diese Auftritte auf sie hervorrufen. Darüber sind geschnitzte Felder mit Blattornamenten; neben diesen Darstellungen bedurfte es keines Wirtshausschildes.

Die nördliche Verlängerung des Brühls bildet der Kläperhagen, in dem links unter Nr. 7 das lange, jetzt der Weinhandlung von C. H. Meyer gehörige, vom Hildesheimer Chronisten Johannes Oldecop (1493—1574), Dechanten zum heiligen Kreuze, 1549 erbaute Wohnhaus mit steinernem Unterstock und Fachwerksoberbau steht. Oldecop hat seinen ganzen Grimm gegen die neue Lehre in der an der Setzschwelle in gotischen Buchstaben und mit verstellten Worten angebrachten Inschrift ausgedrückt, die lautet: Virtus cessat, ecclesia turbatur, clerus errat, demon regnat, simonia dominatur. Verbum domini manet in eternum, nil nisi divinum stabile humana laborant lignea cum saxis sunt peritura suis (zu deutsch: Die Tugend hört auf, die Kirche wird verwirrt, die Geistlichkeit irrt, der Teufel regiert, die Simonie herrscht. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, nur das Göttliche hat Bestand, alles Menschliche ist hinfällig, Holz und Stein vergeht).

Mit Überschreitung der Schuhstraße kommt man zu dem alten gotischen Martinihospitale in der Kramerstraße, einem stattlichen Bau, der vor wenig Jahren aus hygieinischen Rücksichten im Innern vollkommen umgebaut worden ist; daran schließt sich westlich die in gotischem Stil aus Stein erbaute ehemalige städtische Münze an, die noch viele interessante, leider noch nicht gründlich ausgebeutete Spuren vergangener Zeiten aufweist. Dann gelangt man zum Andreasplatz, dessen Mittelpunkt die Andreaskirche (Abb. 43) bildet. Hier oberhalb des alten Hildesheim, vermutlich an Stelle eines heidnischen Heiligtums, wurde die erste Pfarrkirche der Stadt errichtet, die auch als Marktkirche bezeichnet wird, wie

denn auch auf der Mauer des sie umgebenden Kirchhofes die Bäcker ihre Waren in Buden feilhielten und einzelne Zweige der Jahr- und Christmärkte bis vor wenig Jahren daselbst abgehalten wurden. Hier muß gleichzeitig mit der Gründung des Doms, 815, eine Kirche erbaut worden sein, da die Stadtbewohner einer solchen bedurften. Vielleicht bestand das erste Gotteshaus nur aus Holz, und es ist erst später ein steinerner Bau aufgeführt worden, jedenfalls war dies aber vor 1038 der Fall, weil in diesem Jahre die Leiche des Bischofs Godehard

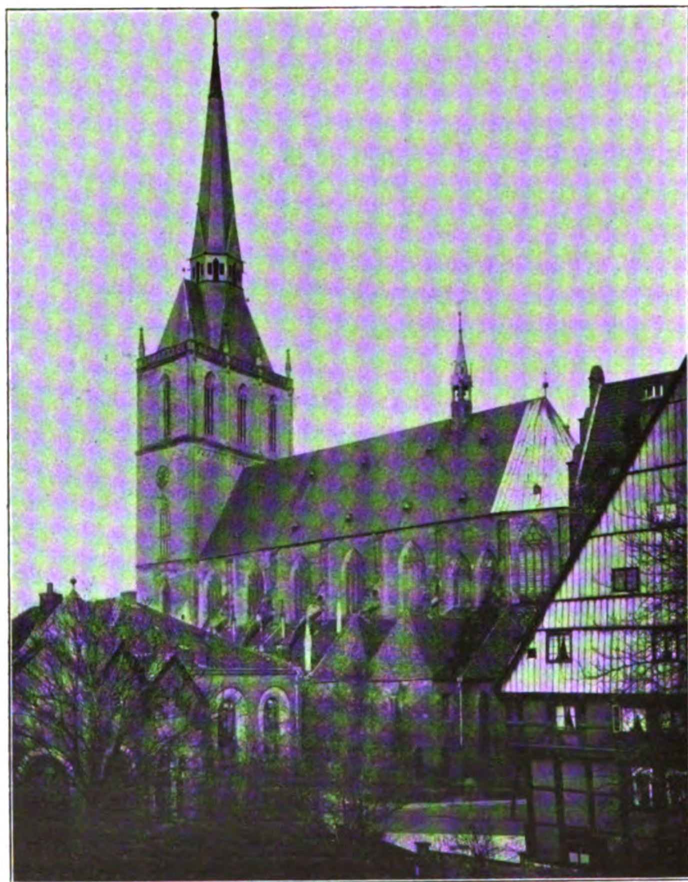


Abb. 43. Die Andreaskirche.

darin einen Tag lang aufgebahrt war. Es wird dies eine dreischiffige Basilika gewesen sein. Ob vielleicht später, wie aus den Säulenbasen an den Fenstern und dem Portale des nach Niederlegung dieser romanischen Basilika erhaltenen Turmes geschlossen werden kann, Ausbesserungen an dem Bauwerke stattgefunden haben, muß, da jede Nachricht darüber fehlt, dahingestellt bleiben, nach Ansicht mancher Forscher soll dieser ganze Turm erst aus dem 12. Jahrhundert stammen. Der Turm enthält ein von zwei Säulen geteiltes, durch Halbpfeiler flankiertes Portal (Abb. 44), das mit drei Bogen, deren mittelster erhöht ist, überwölbt ist.

Über dem Portal zeigt sich ein Entlastungsbogen. Die Eingangshalle dahinter ist mit einem einfachen Tonnengewölbe überspannt. Rechts und links vom Portale befinden sich viereckige Lichtöffnungen, die den Zugang zu den ehemaligen Wendeltreppen erleuchteten; diese Treppen sind später weggebrochen und wurden noch durch einige kleine Lichtöffnungen erhellt. Im Geschosse über dem Portale befindet sich ein halbkreisförmig überwölbtes Fenster, das zur Erleuchtung der

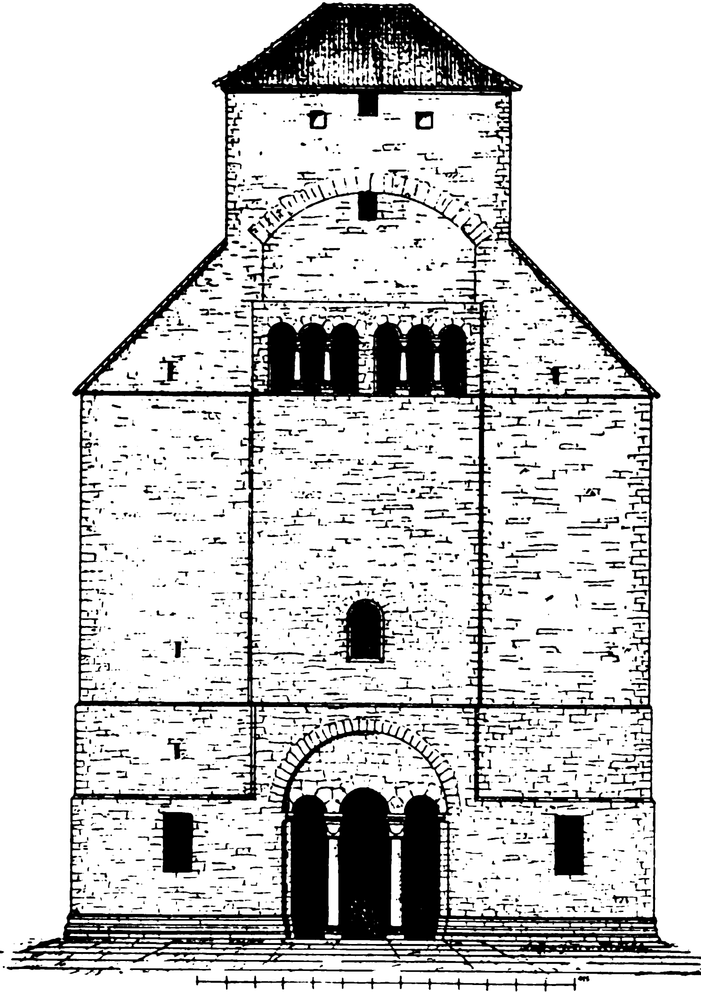


Abb. 44. Alter Turm zu St. Andreas.

Sängerbühne der Basilika bestimmt war, und im obersten Geschosse des Turmes, in der Höhe der Giebelwände der Kirche, sind zwei dreibogige Lichtöffnungen zur Erleuchtung der ehemaligen Glockenstube angebracht, die ebenfalls von einem Entlastungsbogen überwölbt sind. Der mit einem einfachen, seitwärts abgewalmten Satteldache überdeckte Turm springt vor den Stirnwänden der ehemaligen Seitenschiffe wenig vor. Alles ist sehr einfach gehalten. Die Kapitäle sind die einfachen romanischen Würfelkapitäle mit eingehauener bogenförmiger Verzierung;

bemerkenswert sind die Basen an den Säulen, die, das einzige Beispiel hierfür in Hildesheim, den Übergang von der einfachen attischen Basis zu der Basis mit dem scharfkantigen Eckblatte bilden, indem die Überleitung von der viereckigen Plinthe in die runde Basis durch Umlegung einer an den Ecken emporgezogenen Hülse um den Wulst der Basis gebildet wird. Erhalten ist diese Form allerdings nur an den Säulen der Lichtöffnungen der Glockenstube, an den Säulen des Portals sind die Basen abgehauen. Als die Stadt sich weiter entwickelte, ihre Einwohnerzahl zunahm, konnte die kleine Andreasbasilika nicht mehr genügen, man beschloß aber nicht etwa den Bau einer zweiten Kirche, sondern die Errichtung einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden gotischen Basilika, die als gottesdienstlicher Mittelpunkt der selbständigen Bürgerschaft den Dom, den Mittelpunkt der stets eifersüchtig überwachten bischöflichen Verwaltung, an Größe übertreffen solle. Um aber das bisherige Gebäude für die Abhaltung des Gottesdienstes möglichst kurz entbehren zu müssen, so begann man die neue Kirche vom Chore aus um die alte herumzubauen, so daß schließlich die in der jetzigen Kirche das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennenden Pfeiler aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Fundamente der Außenwände der alten romanischen Basilika gesetzt wurden und der zwischen dem Chor und den dahinter angelegten Kapellen herumgeführte Umgang als eine Fortsetzung der neuen Seitenschiffe anzusehen ist. 1389 wurde mit dem Bau des jetzigen Chores begonnen und der Bau allmählich fortgesetzt, bis man 1505 an den neuen Westturm gelangte, der mit den anstoßenden westlichen Anschlußmauern der beiden Seitenschiffe gleichzeitig erbaut wurde. Dieser Turm steht, wie im Jahre 1889 angestellte Untersuchungen ergeben haben, auf einem Pfahlroste von relativ knappen Umrißlinien, der nicht genügt haben mag. Denn als der Turm eine Höhe von etwa 30 m erreicht hatte, neigte er sich nicht unbedeutend nach Osten, weshalb man 1515 den Weiterbau plötzlich aufgab; nicht geschah dies, wie vielfach angenommen wird, wegen der der Stadt durch die Hildesheimer Stiftsfehde auferlegten Lasten, denn diese Fehde begann überhaupt erst 1519. Man verzichtete damals auf die Vollendung des sehr großartig — ob gerade in der ihm jetzt gegebenen Form, steht dahin — geplanten Westturms und schloß ihn 1537 mit einem hölzernen Glockenhaus ab. Auch die Überwölbung des Mittelschiffes der Kirche mußte man aufgeben, weil diese infolge der übermäßigen Weite des Schiffes doch zu bedenklich erschien. Infolge davon blieb nicht nur die bereits besprochene alte Westfront der Kirche erhalten, die stehen bleiben mußte, damit das Widerlager der Längsarkaden nicht verloren gehe, sondern es hat zu einer weiteren Eigentümlichkeit der Kirche geführt, der nämlich, daß die Strebebogen des Langhauses auf der Nord- und Südseite das sehr selten vorkommende System zeigen, bei dem unterhalb des einhüftig aufsteigenden Strebebogens und fast in seiner Mitte ein entgegengesetzt angreifender Stützbogen angeordnet ist. Dies ist geschehen, um nach Aufgabe der Überwölbung des Mittelschiffes das wegen der Winddruckverhältnisse auf das Dach immerhin wünschenswerte Strebewerk so zu gestalten, daß es keine Verbiegung der Obermauer nach innen hervorrufen konnte, wenn die abspreizenden Gewölbe fortblieben. Die Kirche lag neun Jahrhunderte lang halb ruinenhaft da, und das

führte zu dem Gedanken, sie zu vollenden. Man begann also 1883 nach einem neuen Plane die Aufhöhung des Turmes um etwa 30 m in Stein und dann noch um etwa 60 m in einer Dachkonstruktion aus Eisen und überdachte den noch unvollendeten Teil der Längsmauern zwischen den beiden Westfronten. Die Erfahrungen, die man dabei mit der Fundamentierung des Turmes und deren Wirkung auf die Standhaftigkeit des Turmes machte, nötigten aber dazu, den Plan, die Kirche bis zu ihrer jetzigen gotischen Westfront zu verlängern, aufzugeben und den romanischen Westturm zu erhalten. So ist zwischen beiden Türmen ein Raum entstanden, der zur Aufbewahrung einer sehr schätzbaren Sammlung von Architekturresten und den Aufnahmen alter, zum Teil verschwundener Gebäude dient, der den Namen des Andreasmuseums führt. Im Innern der



Abb. 45. Andreasplatz.

Kirche befinden sich einige alte Grabsteine ohne besondern Wert, auch hat man bei der augenblicklich in Ausführung begriffenen Restauration des Innern unter dem Putze schwache Überbleibsel ehemaliger Bemalung gefunden, die aber keine besondere Bedeutung haben.

Der die Kirche umgebende Platz (Abb. 45) umfaßt den ehemals mit einer Mauer eingefriedigten Kirchhof und die ihn umgebenden Häuser. Zunächst wenden wir uns jedoch noch einmal seitwärts zurück in die Eckemeckerstraße, wo links unter Nr. 4 ein rein gotisches, im Jahre 1491 errichtetes Haus mit prachtvoll geschnitzten Heiligenfiguren (Maria selbdritt, Christoph, Sebastian, Bernward und Godehard) und mit herrlich ausgestochenen Windbrettern zwischen den Kopfbändern in die Augen fällt.

Bei der Rückkehr zum Andreasplatze zeigen sich zunächst an der nordöstlichen Ecke der Eckemeckerstraße einige Häuser mit Schnitzereien, die die fünf Sinne, das Gefühl z. B. durch die Unannehmlichkeit des Umringelns eines Beines durch eine Schlange, während eine Schildkröte nach dem nackten Fuße schnappt, dargestellt, die Kardinaltugenden usw. versinnbildlichen. Daneben aber steht am Andreasplatze eines der merkwürdigsten Häuser Hildesheims, das ehemalige Trinitatis- oder Heilige Geist-Hospital, jetzt Sitz der Eisengießerei und Maschinenfabrik von C. Kattentidt (Abb. 46). Dies Haus besteht aus einem steinernen Unterbau von 1334 und einem hölzernen Oberbau von 1459. Es stand hier ein angeblich von Godehard erbautes Hospital, jedenfalls aber im 12. Jahrhundert ein zur Aufnahme von Kranken bestimmtes Gebäude. 1334

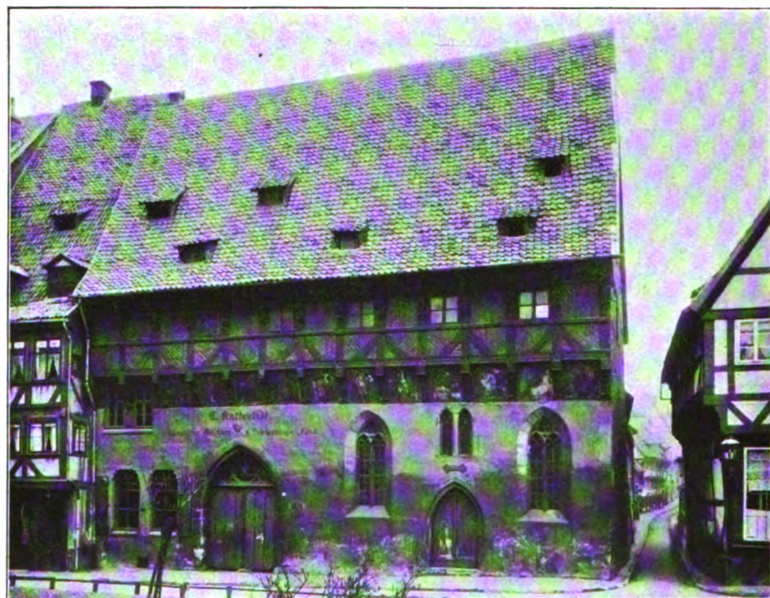


Abb. 46. Das ehemalige Trinitatishospital.

stiftete der Rat der Stadt an dieser Stelle, vielleicht als einen Teil der Sühne der Bürgerschaft für die von ihr in der Weihnachtsnacht 1332 bewirkte grauenhafte Zerstörung der zwischen der Stadt und dem Moritzberge angelegten bischöflichen Dammstadt, an der Stelle des alten ein neues großes Hospital, in dem „die armen Siechen, die da liegen auf dem Kirchhofe und auf den Straßen, Speise, Herberge und Pflege" finden sollten. Mit dem Hospitale war eine eigene Hauskapelle verbunden. 1459 erfolgte ein vollständiger Umbau der Anstalt, wobei das obere Stockwerk und alles sonst in Fachwerk errichtete ausgeführt, die innere Einrichtung umgebaut und die Kapelle neu geweiht wurde. Der Steinbau mit seinen der Blütezeit der Gotik angehörenden Fenstern dürfte ursprünglich nicht dazu bestimmt gewesen sein, einen Holzbau über sich aufzunehmen, sondern wird höher gewesen sein und ist dann 1459 dem neuen Plane angepaßt. Der Hospitalflügel

in der Andreasstraße ist erst 1479 hinzugefügt. Die Kapelle wurde 1459 neu gemalt, die Decke in Flachmalerei mit Leimfarben. Der jetzt im Roemermuseum aufbewahrte Altar ist unzweifelhaft von demselben Künstler gemalt, der die Malereien der Vorderfronten ausgeführt hat. Über den mit Spitzbogentüren und im Spitzbogen ausgeführten Fenstern der Kapelle versehenen steinernen Unterbau erhebt sich ein prachtvolles gotisches Fachwerkgeschoß. Die untere Reihe der Kopfbänder zeigt in prachtvollen Schnitzereien die Apostel mit Christus und Maria, die obere die Heiligen Bernward, Godehard, Maria Magdalena, Christoph, Ursula, Georg, Agnes, Anna selbdritt, Hedwig, Blasius, Barbara, Nikolaus, Katharina und Margarete, darunter also im Hinblick auf den Zweck des Gebäudes sechs der 14 Nothelfer. Ferner sind Köpfe von Königen und Propheten aus dem alten Testamente angebracht, die man im Mittelalter gern mit den Aposteln in Verbindung brachte. Eine Hauptzierde des Gebäudes bilden jedoch die schön bemalten Füllbretter zwischen den beiden Reihen der Kopfbänder, von denen die obern Flächenornamente enthalten, während die untern die Passion des Herrn (das Gebet in Gethsemane, die Gefangennahme, Christus vor Pilatus, die Geißelung, Kreuztragung, Grablegung und Auferstehung des Heilandes, die Frauen am Grabe und Christus in der Mandorla) schildern. Das Haus war in Verfall geraten und wurde daher 1854 seitens der Stadt an die Kattentidtsche Fabrik unter der Bedingung verkauft, daß nach Ablauf von 30 Jahren so viel von dem Gebäude niedergelegt werden müsse, als zur beabsichtigten Erbreitung der Andreasstraße nötig sei, d. h. etwa das Haus von der Ecke bis an das südliche große Kapellenfenster, ein Beweis, wie wenig man damals solche Kunstwerke zu schätzen wußte. Als nun die Zeit heranrückte, daß die Niederlegung stattfinden sollte, ließ der Besitzer das Haus unter **Lachners** Leitung unter Benutzung alles Vorhandenen stilvoll wieder herstellen, womit der Plan, das Haus zu zerstören, endgültig beseitigt war, da inzwischen sich die Anschauungen wesentlich geklärt hatten. Die Erbreiterung der Straße wurde nach der entgegengesetzten Richtung beschlossen, das dort stehende Eckhaus zu diesem Zwecke von der Stadt angekauft, der Erweiterungsplan aber bis jetzt nicht zur Ausführung gebracht.

Noch einige andere merkwürdige Häuser befinden sich am Andreasplatze, von denen hier nur drei besonders hervorgehoben werden sollen. Zunächst das ehemalige **Kramergildehaus** an der Ostseite des Platzes (Hinterhaus vom Hause Hoher Weg 27), das, im Jahre 1482 errichtet, ein treffliches Beispiel der gotischen Bauweise darstellt, jedoch ausnahmsweise mit einem steilen Giebel. Es zeigt einen Kaufmann, der in der einen Hand eine genau einspielende Wage, in der andern eine Tüte hält, die sich zu einem Spruchbande entwickelt, auf dem die Inschrift steht: Weget recht und gelike, so wer gi salich und rike.

An der Nordseite ist ein Haus derart über die Straße hinübergebaut, daß die die Vorderwand seines Oberbaues tragenden vier Pfeiler auf der ehemaligen Umfassungsmauer des Friedhofes aufsitzen, das sog. **Pfeilerhaus**, um dessen einen Pfeiler ein von unten nach oben mächtig vorkragendes Haus umlegt, die Häuser Nr. 28 und 29 (Abb. 45). Das Pfeilerhaus stammt aus dem Jahre 1623 und ist mit den prächtigsten Schnitzereien der späteren Perioden der Renaissance bedeckt, unter

denen sich die Bilder der Götter der alten Römer befinden; es ist zwecks seiner besseren Erhaltung kürzlich von der Stadtgemeinde Hildesheim angekauft worden. Das danebenstehende kleine Haus war eine der erwähnten kleinen Bäckerbuden, die die ganze Grundfläche des in dem obern Stockwerke weit ausgekragten Hauses bildet. Später setzte man einen Aufbau auf diese Bude, und dieser wurde, obgleich unter Anwendung einer vollkommen gotischen Konstruktionsweise, doch erst in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges ausgeführt; denn er ist unmittelbar an der bereits fertiggestellt gewesenen Seitenfront des Pfeilerhauses errichtet, deren Schnitzereien im Innern des letztgenannten Aufbaues hervortreten, wie auch ein geschnitzter Balkenkopf abgesägt und konsolenartig an das kleine Haus (29) angenagelt worden ist. Als die Bewohner des kleinen Hauses schließlich noch mehr Raum bedurften, bauten sie im Erdgeschoß eine Stube an, die um den östlichen Pfeiler des Hauses 28 herumgebaut wurde, in der er sichtbar hervortritt. Ähnliche Straßenüberbauungen wie bei dem Pfeilerhause konnte man früher mehr in Hildesheim finden, sie sind aber gefallen.

Durch den schmalen Durchgang neben den oben beschriebenen Häusern gelangt man auf den **Hohen Weg**, der Hauptgeschäftsstraße der Stadt, die mit prächtigen Läden besetzt ist, gleichzeitig aber nach Nord und Süd schöne Straßenbilder zeigt. Rechts und links fesseln verschiedene alte Häuser die Aufmerksamkeit, die ehemalige Ratsweinschenke (Hoher Weg 35), an deren Außenseite neben andern Schnitzereien auf den Füllbrettern sich vielerlei Darstellungen, die auf den Weinbau Bezug haben, befinden, so die Geschichte Noahs, Josua und Caleb mit der großen Traube u. a. m. Dies 1612 aufgeführte Haus ist Ende der 1880er Jahre im untern Teile der Fassade vollständig umgebaut, wobei die hohe Treppe weggefallen ist. Ferner ist die ehemalige Wohnung des Stadtsyndikus (Hoher Weg 5) zu beachten, ein stattlicher Renaissancebau von 1608 mit vorspringenden Ausluchten an beiden Seiten, dessen Vorderfront leider durch eine Verbindung zwischen den Ausluchten stark verunziert worden ist. Daneben steht die ehemalige Ratsapotheke, ein verschiedentlich umgebautes Haus, wie daran die verschiedensten Jahreszahlen von 1606—1763 zeigen. In diesem Hause befand sich früher nach alter Sitte auch eine Schankstätte für Südweine und ferner auch der Sitzungssaal für die Oldermänner (den jetzigen Bürgervorstehern oder Stadtverordneten entsprechend). Jedes Lokal hatte seinen eigenen Eingang, wie dies über dem jetzt verschlossenen, aus dem Jahre 1579 stammenden Eingange zu dem noch mit einer prachtvollen Renaissancetür (Abb. 4) versehenen und im Oberstock befindlichen Sitzungssaale der Oldermänner in Versen angedeutet ist.

Die Ratsapotheke liegt an der Ecke des **Marktes**, des ehemaligen Mittelpunktes der Altstadt Hildesheim, hier entfaltete sich früher eine reiches Leben, wenn Fürsten oder Gesandte, namentlich auch von auswärtigen Städten, mit zahlreicher Begleitung hoch zu Roß anlangten und dann das Rathaus besuchten, um später wieder zu Rosse sich zu entfernen, wenn die Bürgerschaft versammelt wurde, um Erlasse des Rates verlesen zu bekommen, auch wohl, wenn die Bürgerschaft zusammenkam, um auf den Rat einzuwirken. Hier waren Pranger in verschiedenen Gestalten angebracht, von denen nur an der südlichen Vorhalle des

Rathauses die Kette des bis vor wenigen Jahren dort angebrachten, dann aber gestohlenen Halseisens noch vorhanden ist. Hier wurde, wie noch heute, Markt gehalten, weshalb an den Pfeilern des Rathauses „die Garnmate", d. h. das Einheitsmaß für den Garnhandel, eingehauen ist. An der Ostseite des Marktes, diesen von seiner höhern Lage aus beherrschend, liegt das Rathaus. Ein sol-

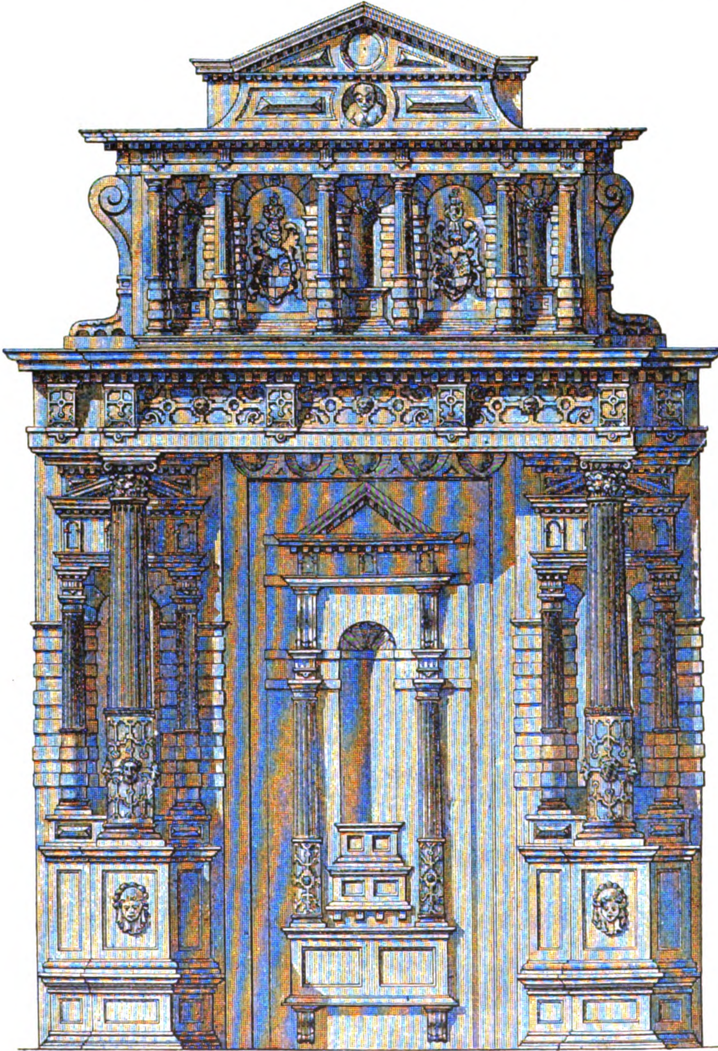


Abb. 47. Tür in der Ratsapotheke.

ches wird hier bereits 1217 erwähnt, es muß aber früher ein anderes bestanden haben, denn es wird zur gleichen Zeit in Urkunden vom alten Rathause geredet. Dies dürfte weiter unten im älteren Stadtgebiete gelegen haben, etwa in der Nähe der Andreas- (Markt-) Kirche. Denn daß dies Haus in der Nähe des Hohen Weges gelegen hat, wird urkundlich bezeugt; vielleicht an der Stelle des Trinitatishospitals, zu dessen Gründung dann der Rat der Stadt den freigewordenen

Platz benutzt hatte. Wann das jetzige Rathaus (Abb. 48) erbaut worden ist, kann nicht gesagt werden, auch zeigt der jetzige Bau Spuren verschiedenster Zeiten, wie auch sein Inneres im Laufe der Jahrhunderte mehrfach vollständig umgebaut worden ist und auch vom Äußeren der Seiten- und Hinterfronten fast nichts Ursprüngliches mehr vorhanden ist. Als älteste noch vorhandene Teile wird man die hinter der jetzigen Vorderfront verschwindende alte Vorderfront, die dahinterliegende Halle und den mit dieser in unmittelbarer Verbindung hergestellt gewesenen Turm an der Nordwestecke, der den bis heute nicht erschöpfend erklärten Namen die „Lilie" führt, anzusehen haben, sie dürften aus der Zeit von 1246—1271 stammen. Stumpf vor der alten Front wurde der mit seinem Giebel nach der Rathausstraße und mit seiner von zwei mit Gnacken besetzten Giebeln bekrönten Langseite nach

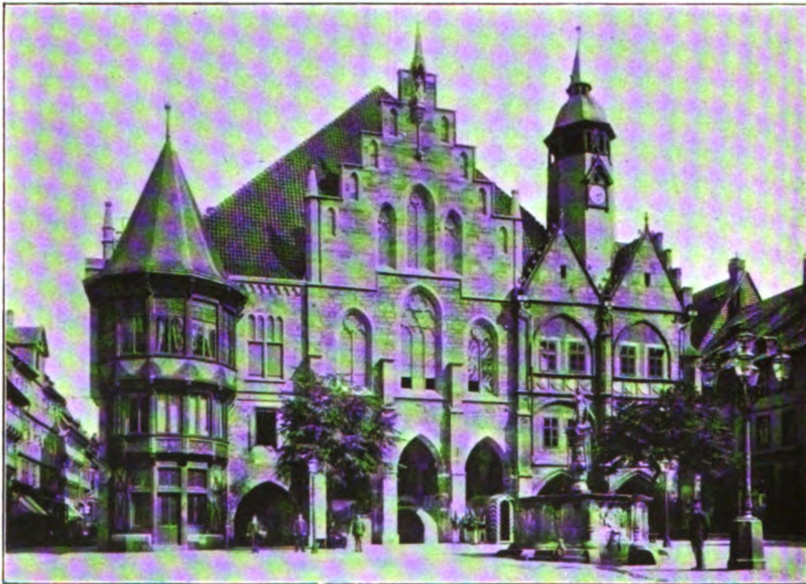


Abb. 48. Das Rathaus.

dem Markte blickende, als ein selbständiges Bauwerk erscheinende Vorbau gesetzt. Später wurde nördlich davon eine Erweiterung der Front des Rathauses und eine solche der Nordostecke angeschlossen, noch später im 16. oder 17. Jahrhundert dieser Ecke ein Fachwerksturm vorgelegt, der 1885 wegen zu geringer Höhe seiner Geschosse beseitigt und durch einen andern Holzturm ersetzt worden ist. Daß diese Bauten alle vor die alte Front vorgesetzt worden sind, erhellt daraus, daß hinter sämtlichen, die jetzige Fassade des Rathauses bildenden Vorbauten Teile von Fenstern und Halbpfeilern hervortreten, welch letztere ähnlich den der jetzigen Front vorgemauerten Strebepfeilern zur Aufnahme von Figuren bestimmt gewesen sein werden. Ein schönes vollständiges Fenster ist nur noch vom Innern des Rathauses aus zu sehen. Es ist weiter, da diese Fenster und Halbpfeiler meist in ihren untern Teilen recht tief liegen, und da die Rathausfront auf Brand- und sonstigen Schuttmassen steht,

anzunehmen, daß das Rathaus unter seinen jetzigen zwei Geschossen noch ein drittes besaß, an dessen Stelle der jetzige Ratskeller getreten ist, wenn er nicht selbst dies Geschoß gebildet hat. Für die Annahme eines solchen untern Geschosses spricht ferner die weiter unten noch zu erwähnende Anlage unterirdischer Gefängnisse. Zu dem jetzigen Hochparterregeschoß mit der untern Rathaushalle muß also, wie man dies ja vielfach bei Rathäusern und Palastbauten findet, eine größere Freitreppe und zu dem Untergeschosse eine zu ebener Erde gelegene Tür geführt haben. Diese Anlage muß aber schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts verschüttet gewesen sein, denn man nimmt an, daß 1350, spätestens 1375 der Südwestanbau des Rathauses vollendet gewesen sei, die Pfeiler der niedrigen Bogen seines untersten Geschosses stehen aber bereits in der jetzigen Höhenlage des Marktplatzes. Da 1310 bereits eine Laube (Vorhalle) am Rathause als Gerichtsstätte erwähnt wird, aber die Reste der alten Rathausform keine Möglichkeit des Vorhandenseins einer solchen ergeben, so muß man vielleicht annehmen, daß der südwestliche Anbau mit seiner Laube bereits 1310 vorhanden gewesen sei und später einen Umbau erfahren habe. Dieser Anbau enthält nun außer der untern Halle im mittleren Geschosse einen Raum, der, ursprünglich ganz offen und nur von einer Freitreppe aus zugänglich, früher als Gerichtsstätte benutzt wurde und daher ebenfalls unter der erwähnten Laube verstanden sein kann. Dieser Raum liegt gleichsam in einem Zwischenstock zwischen den beiden Hauptgeschossen des Rathauses. Als man später empfindlicher gegen Zug und Luft wurde, schloß man die in flachen Bogen gewölbten Öffnungen dieser Laube und legte gelegentlich eines noch zu besprechenden weiteren Umbaues am Rathause von dem obern Geschosse her eine Treppe in das Zimmer, deren nach der Laube zu aufschlagender Ausgang noch jetzt in der Gestalt einer Nische vorhanden und mit dem Stadtwappen und der Jahreszahl 1568 versehen ist. Die Brüstung der Bogen war mit schönem, in flachem Relief gehaltenen rosettenartigen Maßwerk verziert, das, später teilweise zerstört, bei dem letzten Umbau des Rathauses wieder im Anschluß an die vorhandenen Reste hergestellt wurde; die Fenster sind dann neuhergerichtet. Über diesem Raume, einige Stufen über dem noch zu besprechenden großen Rathaussaale erhaben, befindet sich eine Kapelle, von der wir wissen, daß 1417 in ihr ein Altar gestiftet und für Friede und Eintracht gebetet wurde. In ihren spitzbogigen Fensteröffnungen enthielt sie unzweifelhaft gotisches Maßwerk, wie dies das vermauerte Fenster an der Südseite beweist. Da das Maßwerk der nach dem Markt zugekehrten Fenster verschwunden war und man von seiner Ausbildung keine Kenntnis mehr hatte, so sind die Fenster bei dem letzten Umbau nach einem neuen Plane verschlossen worden. An der äußeren Brüstungswand dieser Fenster sind in der Gestalt aufgehängter gotischer Schilde die Wappen des Stiftes Hildesheim und seiner Stände angebracht. Der Turm an der Nordostecke, außen durch Konsole und Baldachin ausgezeichnet, die wohl einst einem Marienbilde gedient haben, besitzt in der Höhe der jetzigen untern Halle und von dieser einst mit schwerer eiserner Tür abgeschlossen ein den ganzen Raum des Turmes einnehmendes, mit schönen gotischen Kreuzgewölben überspanntes Zimmer, das früher der peinlichen Gerichtsbarkeit und damit auch wohl als Folterkammer diente.

Innerhalb der mächtigen Mauer des Turmes führen von hier aus nach unten und oben jetzt teilweise vermauerte Wendeltreppen zur Verbindung sämtlicher Geschosse. Unter dem Gerichtszimmer liegen mehrere, jetzt unter die Straßenfläche gekommene Gefängnisse, der „Diebskeller". Über dem Zimmer in der Höhe des obern Rathaussaales befindet sich ein ebenfalls mit eiserner Tür abgeschlossener überwölber Raum, der nach allgemeiner Sitte zur Aufbewahrung der Urkunden und Privilegien wie auch wohl des städtischen Vermögens bestimmt war, zu welch letzterem Zwecke er noch heute dient, während das äußerst wertvolle städtische Archiv in den beiden darüber befindlichen Geschossen niedergelegt ist, die früher als Gefängnisse für Leute besserer Stände benutzt wurden. An den Strebepfeilern der mittleren Rathausfront standen früher in der Mitte die 1581 von dem unbekannten Meister F. W. in Stein ausgehauene Jungfrau, das Stadtwappen in der Hand haltend (Abb. 3), rechts und links davon aber Gruppen musizierender Affen. Der Giebel der Front erhob sich nicht viel höher als die beiden Giebel des Kapellenbaues. Bei dem letzten Umbau wurden diese Bildwerke beseitigt und durch die Figuren eines Kaisers, Bischofs und Bürgermeisters ersetzt, die Jungfrau aber hoch oben in den erhöhten Giebel versetzt, damit aber den Augen der Beschauer ziemlich entzogen. Auf den Kapellenbau setzte man wohl erst in der Renaissancezeit einen Uhrturm mit einem künstlichen Uhrwerke, an dem ein rotrockiger Trompeter die halbe Stunde mit einer Pfeife, die volle mit einer Trompete begrüßt, während unmittelbar über dem Zifferblatte ein menschlicher Kopf (angeblich ein Judenkopf) bei jedem Stundenschlage Mund und Augen öffnete und schloß.

Beim Eintritt in das Rathaus empfängt den Besucher zunächst die bereits erwähnte untere Halle, deren flache Balkendecke (mit gleichfalls neuerdings nach einem neuen Plane umgestalteten Strebewerk) von zwei Reihen einfacher gotischer Bogen gestützt wird, die sich in beiden Arkadenreihen keineswegs entsprechen. Diese Halle war früher vollständig frei und diente zu den verschiedensten Zwecken, Jahrmarktstände wurden darin noch im vorletzten Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts vermietet. Bei einer früheren Vermehrung der Geschäftsräume wurden an der Südseite der Halle Zimmer angebracht, beim letzten Umbau auch an der Nordseite. Wo die ursprüngliche Treppe zum obern Stock emporgeführt hat, ist nicht zu sagen. Jetzt führt eine breite Treppe von der Halle zu der obern Halle, dem Festsaale und daran vorüber zu den, in einem neuen, rechts und links vom Dachstuhle angeordneten und platt abgedeckten Geschosse angelegten weitern Geschäftszimmern. Der Saal, von dem, wie schon gesagt, einige Stufen zu der ehemaligen Kapelle, dem jetzigen Standesamte, führen, wird beiderseits von Geschäftszimmern eingeschlossen. Auf der Nordseite lagen von jeher die Sitzungszimmer des Rates und einige andere Gelasse, an dem Bürgermeisterzimmer ist eine der Spätrenaissance angehörige, schön eingelegte, mit schöner Umrahmung versehene Tür (Abb. 49) angebracht, eine ähnliche schöne Tür befindet sich im Innern des Magistratszimmers. Alle an den Saal anstoßenden Räume sind neuerdings umgebaut worden. Der Saal selbst ist eine große Halle, an deren Westseite die alten gotischen Fenster erhalten geblieben sind, während die Ostwand, neuerdings angelegt,

mit einem, durch Glasmalereien nach Angaben Hermann Prells geschmückten großen Fenster durchbrochen wird. Nach oben wird der Saal durch eine tonnenförmig gewölbte Holzdecke abgeschlossen, entsprechend der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Decke des Nürnberger Rathauses und der im 14. oder 15. Jahrhundert angelegten, in ihren Trümmern noch erhaltenen, verschalten Holzdecke der Kirche in der alten Karthaus zu Hildesheim. Daß der Saal in der Mitte des 15. Jahrhunderts fertiggestellt worden ist, muß man auch daraus schließen, daß er, wie sich bei

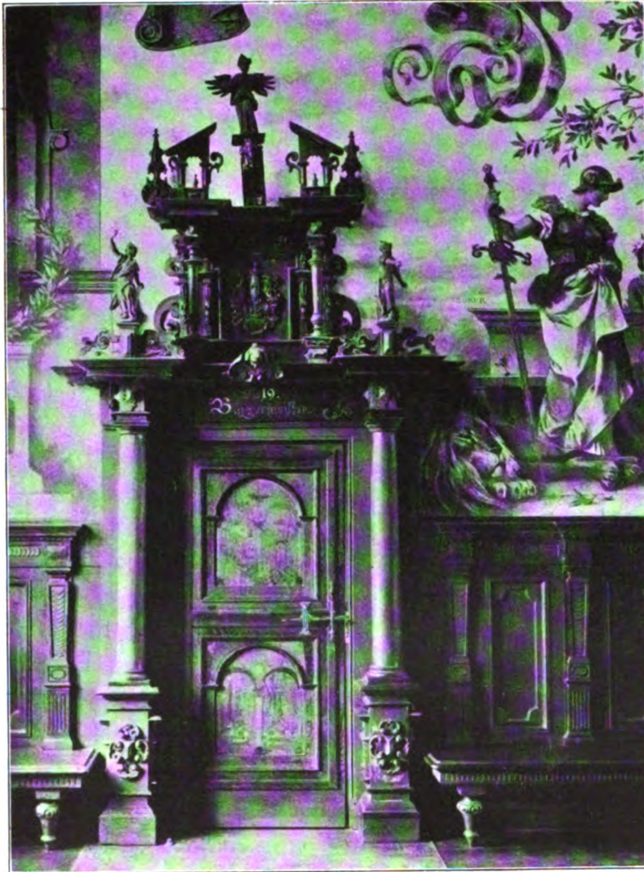


Abb. 49. Tür des Bürgermeisterzimmers im Rathause.

Arbeiten an seinen Wänden 1856 ergeben hat, ringsum mit den auf Stuck gemalten Bildnissen sitzender Bischöfe mit Unterschriften in gotischen Minuskeln geschmückt war, und daß diese Bilderreihe mit Bischof Magnus 1442—1451 ihre Ende erreichte. Bei der Herstellung des Saales dürfte auch die Vorderfront des Rathauses bis zu ihrer jetzigen Ausdehnung hinausgerückt worden sein, während die in deren Gewölben angebrachte Jahreszahl 1565 die Vollendung der dort notwendig gewordenen Arbeiten und Ausschmückungen anzeigen möchte. An der Nordwand des Saales wurden später die Bischofsbilder durch in Lebensgröße gemalte Hirsche,

vor denen man holzgeschnitzte Köpfe mit natürlichen Geweihen anbrachte, ersetzt, die zum Beweise der Ausübung des Jagdrechtes im Hildesheimer Walde dienen sollten. Die gewölbte Decke geriet in Verfall und wurde mit Rücksicht auf den Rückgang der städtischen Vermögensverhältnisse durch eine flache Balkendecke ersetzt, einzelne ihrer Sparren hatten sich jedoch auf dem Boden über der neuen Saaldecke erhalten und dienten nun als Wegweiser für die Herstellung des Gewölbes, durch die gerade der Saal etwas besonders Weihevolles erhalten hat. Dies wird noch dadurch vermehrt, daß, um den Gängen in dem neuangelegten obersten Geschosse und vor den dort eingerichteten Arbeitsräumen Licht zu verschaffen, unter dem Holzgewölbe Triforien angeordnet worden sind, die im

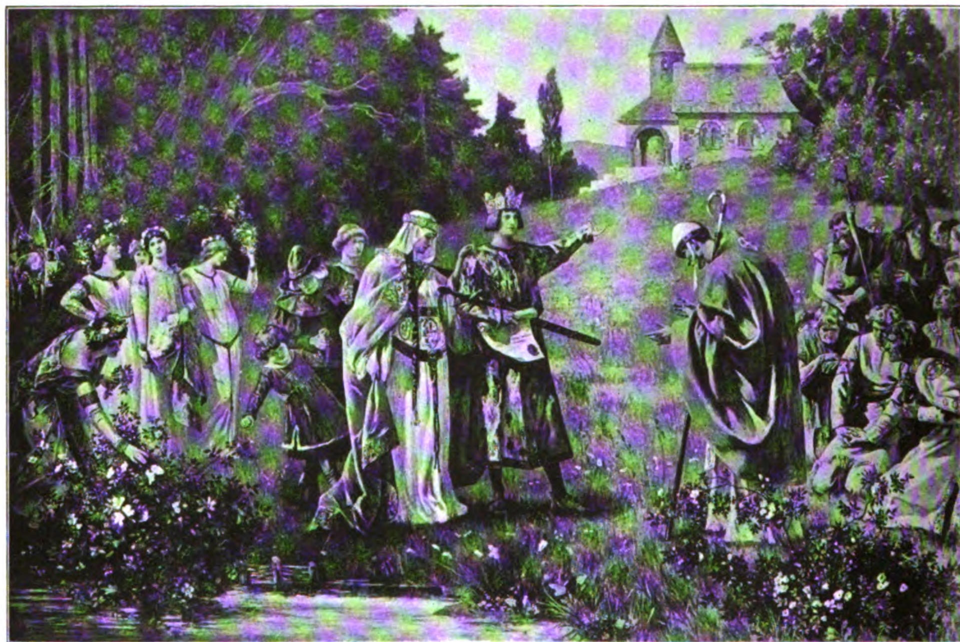


Abb. 50. Gründung des Bistums Hildesheim (Wandgemälde von Hermann Prell).

Backsteinrohbau gehalten und nur mit etwas Gold und wenig Farbe belebt wurden. Der Saal ist vollständig ausgemalt, an der Decke und über den Triforien mit den Bildern der für Hildesheim bedeutsamen deutschen Kaiser sowie mit den Wappen des Deutschen Reiches und der einzelnen Bundesstaaten wie der Städte der ehemaligen Hansa, in den Leibungen der Fensterbogen mit den Bildern des Tierkreises und mit dem von den Aposteln umgebenen Heilande. Die Hauptzierde des Saales ist aber die Ausschmückung seiner Wände durch die kostbaren Freskogemälde aus der Hildesheimer Geschichte, die durch Hermann Prell in den Jahren 1887—1893 ausgeführt worden sind. Sie zeigen in einigen großen, mit reicher Umrahmung umgebenen Bildern die bereits erwähnte, neuerdings entstandene Sage vom Hildesheimer Silberfunde, die Gründung des Bistums Hildesheims durch Kaiser Ludwig den Frommen 814 (Abb. 50), den Besuch Kaiser Heinrichs

bei Bischof Bernward 1003 — die Blüte des bischöflichen Regimentes —, die Rückkehr der Hildesheimer aus dem Gefechte bei Bleckenstedt 1499 — die Höhe der bürgerlichen Entwicklung —, die Einführung der Reformation durch Dr. Johannes Bugenhagen 1542 (Abb. 51) und die Huldigung der deutschen Stämme gegenüber Kaiser Wilhelm dem Großen 1870. In der prachtvollen Umrahmung dieser Bilder sind berühmte Personen aus Hildesheims Geschichte, über und neben der Tür Versinnbildlichungen bürgerlicher Tugenden, z. B. Frömmigkeit, Gewerbfleiß, Weisheit, Wehrkraft, Gerechtigkeit und Milde dargestellt. Die Westwand führt die Beschauer in die Sagengeschichte Hildesheims, zeigt, wie die Mutter Gottes dem Kaiser Ludwig erscheint, wie sie den Grundriß des Domes durch ihren Schnee vorzeichnet, alles umgeben von den blühenden Hildesheimer Rosen und überragt von einer Architektur, von der aus Herolde den Ruhm Hildesheims in



Abb. 51. Einführung der Reformation. (Wandgemälde von Hermann Prell.)

die Welt verkünden, und auf der „Hödeken", ein sagenhafter Kobold, der in der Hildesheimschen Geschichte eine große Rolle spielt, thront, kenntlich an seinem großen Hute, der ihm den Namen gegeben hat.

Vor dem Rathause wurde 1548 der Rolandsbrunnen (siehe Abb. 52) vollendet, dessen Wasserkasten mit zehn Büsten in Basrelief verziert ist, die vermutlich die Stelle der neun starken Helden vertreten sollen. An der Säule, auf deren Kapitäl der Roland steht, sind vier Löwenköpfe angebracht, die vermutlich ursprünglich als Wasserspeier gedacht waren, bei der geringen Stärke der zu entsendenden Strahlen aber nicht den gewünschten Eindruck machten, weshalb man in ihre Mäuler Röhren steckte, die rückwärts gebogen sind, bis an das Kapitäl der Säule führen und von dort aus das Wasser entströmen lassen, so daß es durch den höheren Fall eine bedeutendere Wirkung ausübt. Zur Speisung des Brunnens legte man am Ostertore eine Wasserkunst an, in der das aus den nordöstlich von der Stadt gelegenen Sülteteichen herzufließende Wasser sich durch eigene Kraft mit einem Ver-

lust von etwa 50 Prozent hob, um in einen Sammelkasten zu gelangen, der genügenden Hochdruck für die Speisung des Rolandsbrunnens gab. Jetzt ist der Brunnen an die neue städtische Hochdruckleitung angeschlossen. Seit 1402 wird ein Stadtbrunnen mehrfach in den Stadtrechnungen erwähnt, 1417 verehrten die Juden dem Rate 10 Pfund für den neuen Brunnen am Markte. Von 1540 ab wurde der jetzige Brunnen, der Rolandsbrunnen oder Pipenborn, d. h. Röhrenbrunnen, unter Leitung des Braunschweiger Bauherrn Barnward Tafelmaker mit der neuen dazu gehörigen Wasserleitung gebaut.

Um den Markt herum lagen die Amtshäuser der hauptsächlichsten Gewerbe, von denen sich nur noch die zwei alsbald zu erwähnenden erhalten haben. Marktstraße 8 steht das zu einem Geschäftshaus umgebaute Amthaus der Gewandschneider, in dem sich 1542 die Bürgerschaft versammelte, um von dort auf das Rathaus zu ziehen und den Rat zur Einführung der Reformation zu veranlassen. An der untern Seite des Marktes aber (Nr. 2) steht das Knochenhaueramthaus (Abb. 5), eine der hervorragendsten Schöpfungen deutscher Holzbaukunst, wenn nicht geradezu das schönste aller erhaltenen deutschen Fachwerkhäuser. Im Jahre 1529 erbaut, war es allmählich so baufällig geworden, daß es 1852 (es ist dieselbe Zeit, in der die Stadt das Trinitatishospital verkaufte) niedergerissen werden sollte. Zu den Verdiensten Hermann Roemers gehört es, das Haus gerettet zu haben. Die Stadt kaufte es, durch einen klug ersonnenen Einbau in die breite Torfahrt erhielt es seinen innern Halt wieder, und dann wurde es auch äußerlich hergestellt, wobei der Maler Georg Bergmann neue Windbretter malte. Am 1. August 1884 wurde das Gebäude von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht, aber durch mannhaftes stundenlanges Ringen der Feuerwehr mit dem verheerenden Elemente in seinen Hauptteilen gerettet und darauf vollständig auf das liebevollste wiederhergestellt. Weil sich bei diesen Arbeiten Spuren ehemaliger Bemalung fanden, wurde nach Überwindung mancher, selbst von schwerwiegender Seite geltendgemachter Bedenken auf Lachners Anregung die farbige Wiederherstellung der Außenseiten des Hauses beschlossen und durchgeführt, und so strahlt das Knochenhaueramthaus nicht nur selbst wieder in seinem alten Farbenglanze, sondern es ist auch der Ausgang für die farbige Wiederherstellung zahlreicher Fachwerksbauten innerhalb und außerhalb Hildesheims geworden. Das Haus ist ein hoher Giebelbau, der die vordere (Giebel-) Seite dem Markte, die Langseite der Marktstraße (dem Molkenmarkte) zukehrt. Die Giebelseite ist in der Mitte durch eine große Torfahrt durchbrochen, innerhalb deren früher rechts und links Fleischscharren mit Schalterfenstern und Klappen angebracht waren, der erste Stock bildete einen einzigen großen Saal, den Versammlungsraum der Schlachterinnung (des Knochenhaueramtes), darüber lagen Wohnungen und Lagerräume. Unter dem Erdgeschosse lagen große Fleischkeller. Das Vorhandensein eines Schlachtraumes ist nicht nachzuweisen, es wird wohl jeder Schlachter im eigenen Hause geschlachtet haben. Auf einem niedrigen Steinsockel erhebt sich ein hohes Erdgeschoß, darüber ein durch den Flur nicht unterbrochenes, niedriges Zwischengeschoß, darauf folgt ein hohes erstes und ein niedrigeres zweites Hauptgeschoß, nach der Giebelseite zu noch zwei niedrigere vorgekragte Geschosse und

endlich darüber zwei Dachgeschosse in der vorgekragten, mit Schiefer verkleideten Giebeldreiecksfläche. Es sind also im ganzen acht Geschosse vorhanden, davon vier unter dem steilen Satteldache. Die Konstruktion des Bauwerkes ist streng gotisch, auch ein großer Teil der Profile gehört der gotischen Periode an. Die Ornamentik dagegen steht ganz auf dem Boden der Hochrenaissance und zeigt dabei eine so feine Ausführung, daß man sie ohne Bedenken den hervorragendsten Leistungen der Kunstschnitzerei zur Seite stellen kann. Konstruktion und Dekoration, obwohl gegen den Gebrauch der damaligen Zeit, wie man auch aus dem Aufnageln der Schnitzereien auf den Balkenköpfen der Längsseite des Hauses schließen muß, vermutlich von verschiedenen Personen ausgeführt, stehen doch in vollster Harmonie und bringen dadurch einen vollständig einheitlichen Eindruck hervor. Der Holzschnitzer muß seine Bildung außerhalb Hildesheims gefunden haben, da hier ohne jede Vermittlung die feinsten, edelsten Formen der Blütezeit der Renaissance mit oft geradezu ausgesprochenem griechischen Charakter ihre Anwendung gefunden haben. Die Hauptschwelle der Giebelseite zeigt neben dem Schlachterwappen Fabelwesen, sich gegenseitig oder Greife bekämpfend, sowie die Abschlachtung und Zerlegung eines Ochsen. Die wegen der größern Entfernung vom Auge des Beschauers kräftiger gehaltenen Schnitzereien der obern Schwellen zeigen neben den Figuren von Menschen und Tieren Blattdolden und, zum ersten Male in Hildesheim angewandt, Akanthusblätter. An den Schwellen der Längsseiten des Hauses an der Marktstraße sind Laubstäbe von herrlichster Arbeit angebracht; um den mit Astansätzen versehenen Stamm windet sich eine breitblättrige fleischige Eichenlaubranke. An den untern Kopfbändern der Giebelseite sind nackte oder nur mit einem Hüftentuche bekleidete, geflügelte, meist musizierende Figuren angebracht. Alle Figuren sind so vortrefflich, daß der Bildhauer den größten Meistern Deutschlands auf dem Gebiete der Plastik zugerechnet werden muß, und er muß auch in Hildesheim viel gegolten haben, da man ihm sonst wohl kaum einen so vollständigen Bruch mit der gotischen Überlieferung gestatten mochte. Die Umrahmung der Torfahrt zeigt statt eines Profils eine mit aufsteigenden Ornamenten reich gefüllte Fläche, die ohne Unterbrechung herumgeht und die Konstruktion verdeckt; diese Ornamente erinnern mehr als alle übrigen an dem Knochenhaueramthause an italienische Vorbilder. Rechts und links über der Torfahrt ist das Schlachterwappen, dazwischen in gotischen Buchstaben die Inschrift: Anno dei vyffhundert twintigh unde neghen. Rechts vom Beschauer neben der Torfahrt ist in derber Weise rebusartig der Spruch: Wer will bauen an Gassen und Straßen usw., illustriert. An der Nordostecke des Hauses befindet sich eine vom heiligen Lamme bekrönte Stange mit einer Pechpfanne für die Beleuchtung des Marktes aus dem 16. Jahrhundert. Eine etwa zwei Meter hohe farbige Nachbildung der Hauptfassade des Knochenhaueramthauses, von Fr. Küsthardt hergestellt, befindet sich in verschiedenen deutschen und außerdeutschen Museen.

Auf der Südseite des Marktplatzes sind an dem neugebauten Hause Rathausstraße 24 noch einige alte Füllbretter mit Darstellungen aus Ovids Metamorphosen usw. wiederangebracht. Außerdem befinden sich dort noch einige altertümliche Häuser, so das Haus 23 mit seinem gotischen Staffelgiebel und dem im

Barockstil vorgesetzten Erker, das Rolandsstift; sodann das Haus 21, bisher dem Kaufmann Wedekind gehörig, seit kurzem durch die Stadtgemeinde erworben und jetzt zur Aufnahme der Sparkasse und der Meldestelle für die Invaliditäts-, Alters- und Krankenversicherung verwandt (Abb. 52). Dies Haus ist 1598 in Fachwerk mit doppelten Ausluchten angelegt. Es ist ein Haus vorgeschrittener Renaissance. das überall den Steinbau nachahmt; es bietet das erste Beispiel gekuppelter Säulen und Pilaster an den Ständern, der Mittelbau ist im zweiten Stocke, vermutlich unter Beseitigung einer Aufzugsluke, umgebaut worden. Das Haus ist vollständig mit Schnitzereien bedeckt, die die Haupttugenden und Laster, ferner die Künste und Wissenschaften (Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Arith-

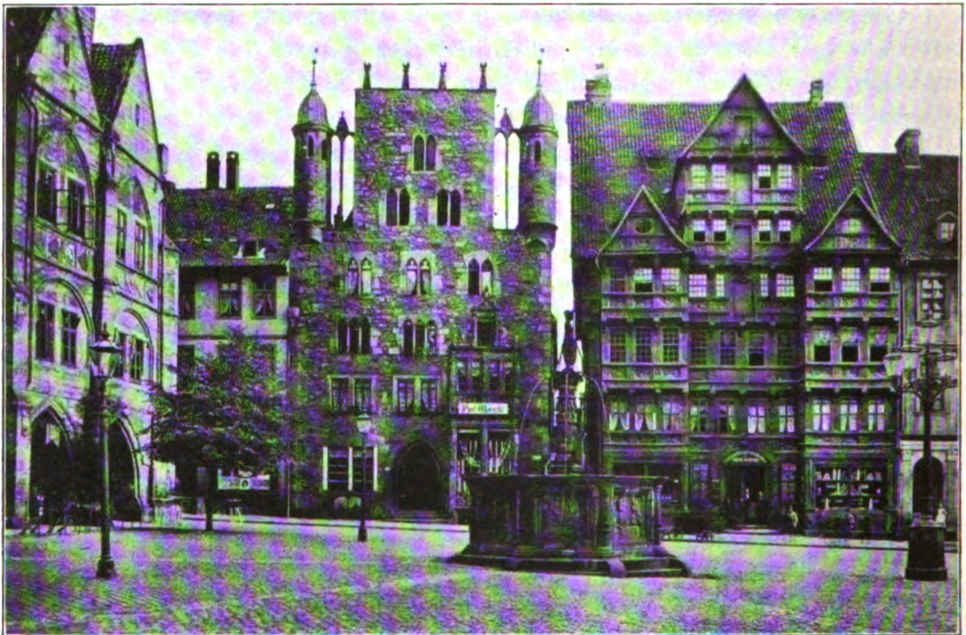


Abb. 52. Tempelhaus und Wedekindsches Haus am Markte.

metica, Musica, Geometria, Astrologia), die Elemente usw. darstellen. Endlich liegt hier, von dem vorhergehenden Hause nur durch die Judenstraße getrennt, das ebenfalls jetzt im städtischen Eigentume stehende Tempelhaus Marktstraße 20 (Abb. 52). Es ist dies ein 1547 aufgeführter gotischer Steinbau, dem 1591 ein reich verzierter Renaissanceerker vorgesetzt worden ist. Die hohe Giebelwand mit den daraufgesetzten, lilienbekrönten Fialen und den durch offene Bogen mit ihr verbundenen kleinen Ecktürmen ist überaus malerisch. Über dem mittelsten Fenster waren bis weit in das vergangene Jahrhundert hinein zwei gemalte Ritter zu sehen, die aufeinander lossprengten, so daß die Vorderfüße beider Pferde über dem gekuppelten Fenster standen. Ist eine von sachverständiger Seite aufgestellte Vermutung wahr, daß die Ecktürme zur Verteidigung des Hauses bestimmt gewesen seien, dann müßte der Dachstuhl früher anders eingerichtet gewesen sein

als jetzt; denn jetzt kann man nicht mehr in das Innere der Türme gelangen; man wird daher viel eher annehmen müssen, daß diese Türme nur Überbleibsel eines überlebten und nicht mehr verstandenen Stils sind, unter dessen Herrschaft solche Türme allerdings zwecks einer Verteidigung der Häuser bei den nicht seltenen mittelalterlichen Straßenkämpfen angelegt wurden. Das untere Geschoß des Hauses bildete früher eine einzige offene Halle, die zur Stütze des Deckengebälkes bestimmte mächtige Säule ist noch innerhalb der um sie herumgeführten Wände zu sehen. Das Haus führt seinen merkwürdigen Namen daher, daß hier ursprünglich die Synagoge, der Judentempel, stand. Als die Juden 1457 aus der Stadt vertrieben wurden, erwarb der Bürgermeister Ludolf Harlessem und dessen Bruder Edmund den Platz des Tempels und erbaute das jetzige Haus, das daher seinen Namen erhielt. Aus Mißverständnis, vielleicht auch in Mißdeutung der an der Giebelwand gemalten Ritterfiguren, mag aus dem ursprünglichen Namen der des Templer- oder gar Tempelherrenhauses entstanden sein, mit dem es mehrfach bezeichnet zu werden pflegt.

Es verlohnt sich, in die schmale Judenstraße hineinzugehen, die mit ihrer Enge und der großen Zahl offener Geschäfte in ihr noch lebhaft an ihren Ursprung erinnert. Bemerkenswert sind an ihrer östlichen Seite die Häuser 13 und 14. Das erstgenannte, 1543 erbaut, enthält noch — gleichfalls eine Erinnerung daran, daß hier einst die Juden wohnten — in hebräischer Sprache den ersten Vers des Psalms 127: Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst. Und daneben steht ein Haus (Nr. 14) mit einem sehr schön geschnitzten Erker, an dem einige sonst nicht vorkommende Bilder enthalten sind, wie die Salbung der Füße des Heilandes durch Maria Magdalena, das Urteil Salomonis und Christus mit der Samariterin am Brunnen.

Es empfiehlt sich, nochmals über den Markt, die Marktstraße hinauf zur Osterstraße und in dieser nördlich bis zum Hause 1, dem Altdeutschen Hause, zu gehen. Dies zu Ende des 16. Jahrhunderts erbaute Haus ist vor etwa 20 Jahren insofern umgestaltet, als das Zwischengeschoß zugunsten einer Erhöhung des Erdgeschosses beseitigt wurde und hierbei die zwischen den Fenstern der beiden Geschosse angebracht gewesenen Füllbretter über die nun erhöhten Fenster des Erdgeschosses geschoben sind. Das Haus zeichnet sich durch eine malerische Gruppierung der einzelnen Gebäudeteile unter sich aus. Da das Haus an einer Straßenecke liegt, so konnte die Auslucht als Eckgiebel in die Straße vorgeschoben und nach beiden Straßen zu durch Giebeldächer abgeschlossen worden, während daneben der Hauptgiebel angebracht ist. Auch dies Haus ist durch prächtige Schnitzereien an dem Balkenwerk und den Füllbrettern ausgezeichnet.

Die Osterstraße nach Süden zurückgehend, gelangt man hinter dem Rathause an dem, mit einem durch sehr gute Schnitzereien allegorischen Inhalts ausgezeichneten Erker versehenen Hause Marktstraße 24 in der die Verlängerung der Osterstraße bildenden Scheelenstraße unter Nr. 2 zu einem der merkwürdigsten Häuser der Stadt, dem Ratsbauhofe (Abb. 4). An Stelle dieses Hauses stand das der Familie Friese gehörige Friesenvorwerk, das der Rat der Stadt 1393 kaufte

und zum „Ratsstall“ einrichtete. Er stellte auf diesem, in der Nähe des Rathauses und doch an der ehemaligen Stadtmauer, also abseits gelegenen Grundstücke die zur Vermittelung des Verkehrs nötigen Wagen und Pferde auf und bestellte auch reitende Boten, die „Einspännigen“, die neben solchen Botenritten auch nach dem bei einer Feuergefahr erfolgten Schlusse der Tore die Umgebung der Stadt abzupatroullieren hatten. Das Vorwerk wurde nach und nach auch zur Errichtung der für die Unterhaltung der Wagen und Pferde nötigen Werkstätte, zur Aufstellung der Ratswage, zur Ablagerung von Baumaterialien benutzt, woher der Name „Ratsbauhof“ stammt. Die Reisigen gingen mit der Zeit ein, und die schließlich nur noch zu Frachtzwecken benutzten Pferde wurden endlich auch abgeschafft. Dagegen wurde der Platz zur Aufstellung der Feuergerätschaften benutzt, die sich hier allmählich im allgemeinen Spritzenhause zusammenfanden. Als Erinnerung an die Pferde blieb nur noch das Reithaus, das erst vor wenigen Jahren eingegangen ist, an dem sich noch ein interessanter Stein mit der in gotischen Minuskeln ausgeführten Inschrift mcccclxxxi in vigilia sancti bartolomaei findet, aus der wir ersehen, daß der Rat damals größere Umbauten auf dem ehemaligen Friesenvorwerke unternommen hat. Neben dieser Inschrift ist die auf Seite 1 wiedergegebene Abbildung eines „Einspännigen“ (Abb. 1) sehr gut gezeichnet in Umrissen in Stein gehauen; dieser Reiter hält deu Wappenschild der Stadt in Händen, unter dessen Schutz er vielleicht gerade einen Ausritt zu unternehmen bereit ist. Das interessanteste und wertvollste aber ist das Fachwerkgebäude, das über der Einfahrt zum Hofe die Wohnung des Verwalters der ganzen Anlage enthielt. Dies Gebäude (Abb. 4) ist zwar erst im Jahre 1540 errichtet und gehört somit in die Renaissancezeit, es ist aber in einem so eigenartigen Stile ausgeführt, daß man es mit einer weit älteren Weise, die Holzgebäude auszuschmücken, in Zusammenhang bringen muß, nämlich mit der romanischen, worauf sowohl die Form der Holzreliefs als die in ihnen enthaltenen, dem kirchlichen Darstellungskreise entsprungenen, symbolischen Darstellungen hinweisen, diese Bildwerke scheinen älteren Bauwerken unmittelbar entlehnt oder doch nachgebildet zu sein. Das Gebäude ist in seinem Äußern vielfach verändert, die Seitentüren sind geschlossen, das mittlere Einfahrttor ist erhöht, auf der Nordseite ist ein neues Tor angelegt, um den Eingang zu einem Raume für die Aufstellung von Feuerlöschgerätschaften zu gewinnen. An der Schwelle sind die ältesten Symbole des Christentums angebracht, der Pelikan, Basilisken, Storchtiere, lauter Sinnbilder für die Umwandluug der menschlichen Natur durch das Christentum, für die Taufe usw. Zwei große Basilisken bilden Verschlingungen um den Wappenschild, die im Gegensatze zu dem von dem „Einspännigen“ gehaltenen alten Wappen das städtische Wappen in der 1528 vermehrten und gebesserten Form enthalten.

Weiter nach Süden vorschreitend, gelangt man vom „Platze“ wieder zur Kreuzkirche, von dort aber links führt der Weg in die Friesenstraße, an der sich der stattliche, 1609 errichtete Fachwerkbau erhebt, der ehemals der kaiserlichen Reichspost des römischen Reiches deutscher Nation als Geschäftshaus diente, seit Jahren aber als Gasthof unter der Firma des Wiener Hofes benutzt wird. Das Haus

enthält auf den Füllbrettern Darstellung der Elemente, der Sinne, sowie zahlreiche Darstellungen aus dem alten Testament, die zum Teil vollständig gleichmäßig an andern Häusern wiederkehren.

Durch den Friesenstieg gelangt man sodann in die Neustadt Hildesheim, die etwa 1080 vom Dompropst als eine regelmäßige, von meist lauter nach den Himmelsgegenden orientierten Straßen durchschnittene Stadt gegründet und erst 1583 mit der Altstadt Hildesheim vereinigt wurde; beide Städte waren sogar durch Mauern und Tore voneinander getrennt. Nach alter Regel für Städteanlagen ist in ihrer Mitte ein großer Platz ausgespart, der an der Nordseite einen Marktplatz bildet, an dessen Südseite das (nicht mehr vorhandene) Rathaus der Neustadt, daneben die Neustädter Schenke und dahinter die Stadtschule, jetzt auch andern Zwecken dienend, neu angelegt war, auf dessen südlichem Teil aber die dem heiligen Lambert geweihte Stadtkirche ihre Stätte gefunden hat.



Abb. 53. Kehrwiederturm.

Zunächst gehen am Ausgange des Friesenstiegs die nach Osten gerichtete Braunschweiger- und die nach Süden weisende Wollenweberstraße auseinander. Erstere, in der augenblicklich eine sehr rege Bautätigkeit herrscht, zeigt noch einige ältere, mit nicht üblen Schnitzereien versehene Häuser, an deren einem (Nr. 97) z. B. Geruch und Geschmack (olfactus und gustus) mit zum Teil recht derbem Humor, wie er unsern Altvordern eigen war, versinnbildlicht sind. Wertvollere Auswahl bietet die Wollenweberstraße, die schon durch ihre ganze Anlage mit dem an ihrem Südende hinter vorgelegten Häusern auftauchenden alten Torturme, dem Kehrwiederturme (Abb. 53), ein äußerst malerisches Städtebild gewährt. In dieser Straße fesseln vor allem zwei Häuser die Aufmerksamkeit, die Häuser 23 und 45, beide mit Darstellungen aus dem Landsknechtsleben. An dem ersten, aus 1554 stammenden Hause befinden sich Platten, die alle charakteristischen Bilder des Landsknechtslebens zeigen, wenn sie auch jetzt vielleicht nicht mehr in der Ordnung angebracht sind, für die sie ursprünglich bestimmt waren. Man sieht einen Wappen- und Fahnenträger, den Musterschreiber mit der Kielfeder, den Hauptmann mit einer Feder auf dem Hute und einem kurzen Schwerte, den Gemeinen und den Feldweibel, den rechtskundigen Schultheiß, den gemeinen Landsknecht, das

Soldatenweib mit drei Pfeilen und aberteuerlicher Frisur und schließlich den Frauenweibel. An dem Hause 45 ist zwar nur ein Stück einer Schwelle enthalten, dies aber ist um so wertvoller, es zeigt den Auszug eines Fähnleins Landsknechte. Voraus schreitet ein Mann mit dem Zweihänder, dann folgt der berittene Hauptmann, dem ein Hund nachläuft; dann kommen die beiden Weibel, die Spielleute und darauf das Volk der Gemeinen, bei dessen Wiedergabe der bekannte Kunstgriff angewandt ist, die Leute aus dem Rahmen des Bildes hervortreten zu lassen, wodurch der Eindruck einer viel größern Menge hervorgerufen wird. Die Schnitzerei stammt etwa aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während das Haus in erheblich späterer Zeit erbaut ist.

An der Südseite der Wollenweberstraße treffen drei Straßen zusammen, der „gelbe Stern", der nach der Godehards-Kirche (Abb. 27) führt, der Lappenberg und die Straße am Kehrwieder. Im gelben Stern erregt die Aufmerksamkeit das kleine 1548 erbaute Haus eines Waffenschmiedes, dessen Handwerkssymbole in trefflicher Schnitzarbeit an den Füllbrettern angebracht sind. Auf dem „Lappenberge", d. h. dem ehemaligen, im äußersten Winkel der Neustadt gelegenen Schuttablagerungsplatz, steht die in neuerer Zeit in Zeltform erbaute Synagoge und ihr gegenüber die in orientalischem Stile errichtete israelitische Schule, zwei Gebäude, die dem Platz wesentlich zur Zierde gereichen. Daß man den Juden gerade den Schuttablagerungsplatz, wo auch ein Galgen für die Bilder der Deserteure stand, als Bauplatz für ihr Kultusgebäude anwies, ist ein trauriges Zeichen für die Mißachtung, die „in der guten alten Zeit" den Juden zuteil wurde. Der am Südende des Lappenberges durch den dort noch erhaltenen Stadtwall führende Durchgang ist kein altes Stadttor, sondern nur Ausgang in ein zur Aufbewahrung des Schießpulvers dienendes Vorwerk der ehemaligen Festung und erst später in ein Stadttor verwandelt und ganz neuerdings mit einer künstlichen ruinenartigen Aufmauerung versehen worden. Das alte Stadttor befand sich am Ende der dritten der erwähnten Straßen unter dem Kehrwiederturme (Abb. 53). Der Name dieses Turmes erscheint in Norddeutschland mehrfach als Bezeichnung von Festungstürmen und wird vielleicht die Aufforderung an die Feinde sein, vor der Stadt wieder umzukehren. Der Name des Hildesheimer Turmes wird aber, und vielleicht mit Recht, davon abgeleitet, daß auf ihm ein Glöckchen aufgehängt war, das abends zum Zeichen des bevorstehenden Torschlusses geläutet wurde und mit seinem Schall die in der Feldmark beschäftigten Arbeiter zur Heimkehr aufforderte. Dieses Glöckchens hat sich die Sage bemächtigt und hat es in Verbindung gebracht mit der bereits bei der Erzählung der Gründung Hildesheims erwähnten, überall hilfreich auftretenden Hildesheimer Jungfrau, der alten fürsorgenden Göttermutter. Tritt man aus dem Kehrwiederturme, einer noch wohlerhaltenen Repräsentation alter Stadtbefestigungskunst, hinaus auf den Wall, so bietet sich ein prächtiger Blick in das von waldbekrönten Bergen umkränzte schöne Innerstetal; links zeigt sich im Vordergrunde das neue städtische Krankenhaus mit seinen nach den neuesten Grundsätzen der Wissenschaft erbauten und eingerichteten Krankenpavillons und Nebengebäuden, rechts lugt aus dem Versteck schattiger Baumgruppen die in Schloßform erbaute Dyessche Villa hervor.

Von der Mitte der Westseite der Wollenweberstraße aus führt die „enge Straße", die sich freilich, wenigstens an ihrer östlichen Seite, eine erhebliche Erbreiterung hat gefallen lassen müssen, zu dem bereits erwähnten Mittelpunkte der Neustadt, dem neustädter Markt, ausgezeichnet durch verschiedene interessante alte Gebäude, namentlich aber die Neustädter Schenke aus dem Jahre 1601, während das Kellergeschoß von 1550 herrührt; dies Haus ist einer der allerbesten Vertreter der deutschen Renaissanceperiode. Zwei mit niedrigen Giebeln abgeschlossene dreigeschossige erkerartige Vorbauten (Ausluchten) stehen an einem, um ein Geschoß höher gebauten, mit einem nach vorn abgewalmten Dache versehenen Hauptgebäude. Zum erstenmal erscheinen hier karyatidenartige Hermen, Ranken und Metallornamente; die Füllbretter der Vorderseite enthalten in schönster Schnitzarbeit die neun Musen, die Planeten, darüber Sonne und Mond, und allerhand Tiere, zum Teil in Ranken ausgehend. An der Langseite sind an den Ständern Hermen mit männlichen und weiblichen Gestalten und in den Füllbrettern die starken Helden, an deren Neunzahl aber Josua fehlt, angebracht. Zweimal zeigt die Vorderseite den alten kaiserlichen Doppeladler. Die Fenster des Hauses sind später umgebaut worden.

Südlich von der Schenke befindet sich die Lambertikirche (Abb. 54), die einzige gewölbte gotische Hallenkirche in Hildesheim. An Stelle einer früheren Kirche ist die jetzige im 15. Jahrhundert erbaut; am Chore steht die Zahl 1473. Das Dach des Chores ist 1488 aufgesetzt. Es ist eine sehr anmutige dreischiffige Hallenkirche, deren im Achteck geschlossener Chor nach außen schwach hervortritt, weil rechts und links von ihm eine rechteckige geschlossene Kapelle erbaut ist. Die Kirche ist im allgemeinen einfach gehalten, wie selbst die Pfeiler nur achteckig gemauert sind und ein sehr einfaches Kapitäl tragen. In der Nordostkapelle ist ein bronzenes, 1504 gegossenes Taufbecken aufgestellt. Die Kirche ist neuerdings im Innern in freundlicher Weise restauriert. Das Äußere macht einen eigentümlichen Eindruck durch das im Verhältnis zu dem nicht sehr hohen Turm gewaltige Dach. Dies Mißverhältnis erklärt sich daraus, daß ursprünglich jedes der drei Kirchenschiffe ein eigenes Dach besaß, diese drei Dächer wurden aber zur Vermeidung der damit verbundenen Nachteile später in ein einziges verwandelt, dem dabei die jetzige Höhe gegeben werden mußte. Das im 15. Jahrhundert gemalte alte Altarbild der Kirche befindet sich jetzt im Roemer-Museum zu Hildesheim und zeigt im Mittelbilde die Kreuzigung, auf den Seitenbildern die Kreuztragung, Pilatus, sich die Hände waschend, die Beweinung und die Grablegung Christi.

Wenden wir uns nun schließlich noch den neueren Teilen und Bauwerken der Stadt, soweit diese nicht bereits besprochen worden sind, zu, so muß aus den neuen, zum Teil geschmackvoll, zum Teil nüchtern angelegten und bebauten Straßen zunächst der 1883 eröffnete neue Hauptbahnhof, ein in gotisierendem Bahnhofsstil errichtetes Gebäude, hervorgehoben werden. An der Goslarschen Straße unter Nr. 3 befindet sich das 1866 von Hase in mustergültigem gotischen Stil erbaute Königliche Gymnasium Andreaneum, zahlreiche andere Schulen sind teilweise gotisierend, teilweise, wie z. B. die Königliche Baugewerbeschule (Hohn-

sen 2), in romanischem Stil erbaut. Auch die Renaissance hat ihre zum Teil recht beachtenswerte Vertretung gefunden, so z. B. an der Hildesheimer Bank, Bernwardstraße 29. Selbst den neuerbauten Kasernen und Fabriken, namentlich der Sparherdfabrik A. Senking, hat man nicht ohne Erfolg versucht, ein ansprechendes Äußere zu verleihen. Ganz neuerdings hat sich sowohl der Jugendstil einzubürgern versucht, als man auch versucht hat, in Anlehnung an alte Holzbauten Neues zu schaffen. Ob man dabei immer das richtige getroffen hat,



Abb. 54. Das Innere der Lambertikirche.

wird die Zukunft lehren, jedenfalls aber ist es anerkennenswert, daß man versucht, auf der Grundlage der Vergangenheit weiterzustreben. Irgend ein Ergebnis werden solche Versuche sicher haben, zumal man dabei unter anerkennenswerter Mitwirkung der städtischen Verwaltung Gelegenheit nimmt und erhält, guterhaltene, stilistisch wertvolle Teile niedergelegter Gebäude bei Neubauten zu verwenden. Endlich mag noch erwähnt werden, daß auch die Ausschmückung der Stadt durch Werke der Bildhauerkunst in erfreulichem Fortschreiten begriffen ist. Der Denkmale Bernwards und Roemers ist bereits gedacht, besonders muß

des am 16. Oktober 1901 im Beisein Kaiser Wilhelms II. und der Kaiserin Augusta Viktoria enthüllten, aus Otto Lessings Werkstatt hervorgegangenen Reiterstandbildes Kaiser Wilhelms des Großen Erwähnung geschehen, das das Prellsche Gemälde auf dem Rathaussaale: die Huldigung der deutschen Stämme gegenüber Kaiser Wilhelm ins Plastische übersetzt und den lorbeerbekränzten Kaiser darstellt, während sein Roß über den getöteten Drachen der Zwietracht schreitet und Germania ihm die Kaiserkrone darbringt. Die Legende vom Silberfunde und die Sage vom Kyffhäuser zieren den Sockel. Weitere Denkmale sind in der Ausführung begriffen. Die Stadt reckt und dehnt sich nach allen Seiten und zeigt auch im Innern überall die Spuren kräftigster Entwicklung.

Schließen wir als Wunsch für ihr weiteres Gedeihen mit dem althildesheimschen Spruche:

Da pacem, Domine, in diebus nostris.

Zu deutsch:

Verleih uns Frieden gnädiglich, o Gott, in unsern Zeiten!



Abb. 55. Siegel des Domstiftes.



Abb. 56. Ältestes Stadtsiegel von Goslar aus dem 12. Jahrhundert.

Goslar.

O Gosler, du bist togedan
Dem hilgen romesken Rike
Sunder middel und waen,
Nicht macstu darvon wike.

Da, wo das Flüßchen Gose am Nordwestrand des Harzes in die Ebene tritt, um sich bald darauf mit der Oker zu vereinigen, liegt, malerisch auf drei Seiten von schöngeformten Bergen umgeben, Goslar. Nach Adam von Bremen waren ursprünglich nur ein Forsthaus und eine Mühle vorhanden; von ersterem aus wurde, wenn man so sagen darf, die Waldwirtschaft betrieben, in der Mühle das Holz geschnitten und von da verfahren oder verflößt. Da der Name Goslar in seiner zweiten Silbe das Wort lar, gleichbedeutend mit Wohnstätte, enthält, ein Wort, das man schon in früheren Jahrhunderten überhaupt nicht mehr verstand, so muß die erwähnte Niederlassung eine uralte, und zwar, da lar der fränkischen Sprache angehört, eine fränkische, gewesen sein. Die ganze Gegend, der zugehörige Teil des Harzwaldes mit Holzzucht, Weide, Jagd und Fischerei gehörte zu der unterhalb Goslars an der Oker gelegenen Pfalz Werla und wurde von dort aus bewirtschaftet. Der Harzwald war königliches Eigentum, ein königlicher Bannforst, und genoß deshalb auch den besondern königlichen

Schutz; es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß neben dem Forsthause frühe ein königlicher Fronhof entstand, von dem aus die Bewirtschaftung des Waldes und die Erhebung der Gefälle kräftiger geschehen konnte. Eine größere Bedeutung gewann dieser Hof erst, nachdem am Rammelsberge (eigentlich Rabenberge) der Bergbau in Angriff genommen worden war, was den Zuzug zahlreicher, des Bergbaus kundiger Einwanderer zur Folge hatte und reichere Gefälle, als der Wald allein mit sich brachte. Günstiger als am Fuße des Rammelsberges konnte der Fronhof, der Vorläufer der späteren Kaiserpfalz, für die von ihm ausgehende Aufsicht über Wald und Bergbau nicht liegen. Durch die Anlage dieses Hofes verlor die Pfalz Werla allmählich an Bedeutung, und wenn auch König Heinrich I. dort noch Hof hält, so läßt ihn doch schon die allerdings durch nichts unterstützte Sage bereits zu Goslar eine Villa erbauen. Kaiser Otto I. bemühte sich sehr um die Hebung des Bergbaues und trug dadurch wesentlich zur Entwicklung Goslars bei, und da Otto II. dort bereits 979 eine Urkunde ausstellte, so muß der Königshof damals schon geräumig genug gewesen sein, um den König und dessen Gefolge aufzunehmen. Zur Zeit Ottos III. muß bereits ein gottesdienstliches Gebäude vorhanden gewesen sein, da dieser Kaiser die allerdings im Laufe der Zeiten wieder verschwundenen Gebeine der Heiligen Exuperantius und Sabinus nach Goslar schaffen ließ. Einen weiteren Blick auf die Geräumigkeit des Hofes und das Vorhandensein eines Gotteshauses eröffnet die Tatsache, daß Kaiser Heinrich II. 1009 hier von Fürsten und Bischöfen umgeben weilte, von welch letzteren Meinwerk von Paderborn durch Erzbischof Willigis von Mainz geweiht wurde. Heinrich hat auch die Villa Goslar in weiterem Maße ausgebaut, konnte deshalb 1029 mit der Kaiserin Kunigunde und vielen Fürsten anwesend sein, und es tagte unter Vorsitz des Bischofs Bernward von Hildesheim eine Synode in der Ulrichskapelle, die also damals schon, wenn auch nicht in ihrer jetzigen Gestalt, vorhanden gewesen sein muß. Die Hauptglanzzeit brach jedoch erst für Goslar an, nachdem infolge des Aussterbens des sächsischen das fränkische Kaisergeschlecht auf den Thron gelangt war; denn dies süddeutsche Geschlecht mußte Wert darauf legen, in dem ihn bislang fremden Sachsen festen Fuß zu fassen, um dies Land fester an das Kaiserhaus zu fesseln, wie überhaupt alle Kaisergeschlechter ihren Hauptaufenthalt da nahmen, wohin sie das Interesse der Politik zog, so die Hohenstaufen in Italien, die Habsburger in der Ostmark. Ohne der Schönheit des Harzes, dessen forstlichen und jagdlichen Reizen sowie der Bedeutung seines Bergbaues zu nahe zu treten, darf man sicher die Absicht, Sachsen näher zu treten und gegen den Andrang der Sachsen an die durch die Gose gebildete Grenze zwischen den fränkischen und sächsischen Bistümern das fränkische Gebiet zu sichern, als den Hauptgrund für die Einrichtung einer fast dauernden Residenz, eines Mittelpunktes des Reichsregimentes, in Sachsen erblicken. Kaiser Heinrich III. faßte deshalb das ganze Gebiet der goslarischen Pfalz in Anlehnung an die Immunität der Bistümer und ähnliche Gebilde mit seinen freien und unfreien Bewohnern als ein geschlossenes Ganzes, als eine Reichsvogtei, zusammen. Aus allem diesen erklärt sich auch der Widerstand der Sachsen dagegen, die, ihren Sonderneigungen folgend, es wenig

erfreulich fanden, daß eine starke Reichsgewalt neben und zum Teil über ihnen errichtet wurde, und sich sofort erhoben, als sie wahrnahmen, daß die Hand, die das Zepter zu führen berufen war, nicht mehr die gleiche Stärke besaß wie anfangs. So konnte nun Kaiser Konrad II. häufig, namentlich während fünf verschiedener Weihnachtsfeste, in der Reichspfalz in Begleitung teils der Kaiserin Gisela und des Königs Heinrich (III.) teils vieler hoher Geistlicher verweilen und die Gesandten fremder Völkerschaften empfangen. Während Konrads letzter Regierungszeit wünschte die Kaiserin neben der kaiserlichen Ulrichskapelle eine eigene Hauskapelle zu haben und ließ durch Bischof Godehard von Hildesheim die längst wieder verschwundene Liebfrauenkirche beim Kaiserhause erbauen. Der Kaiser selbst aber begann den Bau des Georgstifts vor der Stadt, das aber erst sein Urenkel Heinrich V. vollendete. Noch mehr als Konrad II. und dessen Familie betrachtete Kaiser Heinrich III. Goslar als sein Heim und hat sich nachweisbar 15 mal, zum Teil oft während mehrerer Monate, dort aufgehalten. Ob er hier die ständige Residenz des deutschen Reiches schaffen wollte, mag dahingestellt bleiben, doch hat er hier viele Versammlungen der Fürsten und Großen des Reiches abgehalten, hier wurde ihm am 11. November 1050 sein Sohn Heinrich IV. geboren. Mit Rücksicht auf den häufigen Aufenthalt wollte Heinrich III. eine Pfalz schaffen, die würdig war, wenigstens als Vorort des Reiches zu gelten. Seine Tätigkeit als Bauherr an der Pfalz wird weiter unten erzählt werden. 1056 im Herbst weilte er zum letztenmal in Goslar und empfing hier den Besuch des Papstes Viktor II. Von übler Vorbedeutung empfangen, indem ein furchtbares Unwetter die Teilnehmer des feierlichen Einzugs des Papstes zwang, fluchtartig in den Dom zu eilen, kam Viktor bald in die Lage, den auf einem Jagdausfluge zu Bodfeld plötzlich gestorbenen Kaiser einsegnen zu müssen. Heinrichs Gemahlin erbaute das Stift Petersberg als Kapelle der Kaiserin. Heinrich IV. betrachtete Goslar als seine Heimat und war vielfach dort anwesend. Aber unter seinen schwachen Händen begann das Reichsgut abzubröckeln. Als die Sachsen unruhig wurden, ließ er zum Schutze der durch Otto von Northeim bedrohten Pfalz durch Benno, der bereits seines Vaters Baumeister gewesen, zahlreiche Burgen um Goslar herum bauen, die wiederum von den Sachsen als Zwingburgen angesehen wurden und die lebhafteste Mißstimmung hervorriefen. Seit 1075 hat Heinrich IV. Goslar nicht wiedergesehen, dagegen haben seine Gegenkönige sich einige Male in der Pfalz aufgehalten, Hermann von Luxemburg wurde hier durch Erzbischof Siegfried von Mainz gekrönt, Heinrich V. brachte es fertig, 1005 den Aufstand der Sachsen gegen seinen Vater hier zu schüren und der vom päpstlichen Legaten bewirkten Wiederholung des Bannfluchs gegen den Vater in dessen Geburtshause beizuwohnen. Die Kaiser Lothar, Konrad III., Friedrich I., Otto IV., Friedrich II. und der König Heinrich VII. haben die Pfalz noch mehrfach besucht; nachdem aber Wilhelm von Holland gelegentlich eines Besuches in Braunschweig die Pfalz nochmals aufgesucht hatte, ist kein deutscher Kaiser wieder dort gewesen, bis Kaiser Wilhelm I., der Große, das schlummernde Dornröschen wieder erweckt hat, wie dies im Kaisersaale bildlich dargestellt ist.

In der Entwicklung der Stadt Goslar selbst sind mehrere Zeiten unterschieden, wobei von der Entwickelung des Herrenhofes abzusehen ist. Zunächst siedelten sich die mit dem Bergbau beschäftigten Bergleute, Münzer, Handelsleute usw., die silvani und montani, an, die alsbald zu großem Wohlstande gelangten und eine eigene, wenn auch kleine Vogtei in Bargedorp am Abhange des Rammelsberges außerhalb des spätern Stadtgrabens schufen. Sie werden fränkischen Ursprungs gewesen sein und haben vielleicht bis in den geschlossenen Mauerring der jetzigen Stadt hinein am Frankenberge, der von ihnen den Namen erhielt, gesessen. Die Sage, daß die Bergleute aus dem eigentlichen Frankenlande herbeigezogen worden seien, läßt sich recht gut damit vereinigen, indem es sehr nahe liegt, daß die Ansiedler am Rammelsberge sich Stammesgenossen zu ihrer Hilfe bei der Ausbeutung des Erzlagers herbeiholten. Hier war eine eigene Kirche zu St. Johannes dem Täufer nebst einem Hospital für verunglückte Bergleute vorhanden. Diese Kirche muß, wenn sie auch erst später erwähnt wird, schon in frühen Zeiten vorhanden gewesen sein, da ein jetzt im Hospitale zum großen heiligen Kreuz (siehe unten) aufbewahrter Grabstein eines Priesters aus romanischer Zeit an der Stelle, wo diese Kirche einst gestanden hatte, gefunden worden ist. Dieses Bargedorp wurde allmählich von der sich entwickelnden spätern Stadt Goslar aufgesogen, die Vogtei wurde im 14. Jahrhundert von der Stadt erworben, und als 1527 die Stadt belagert wurde, zerstörte sie, wie auf dem Petersberg und Georgenberg, auch das, was noch vom Bergdorf, dessen Kirche und Hospital geblieben war, bis auf den Grund. Den Bergleuten wurde statt des zerstörten Hospitals das Nikolaushospital nebst der dazu gehörigen Kapelle angewiesen (siehe unten).

Neben diesem Bergdorfe entwickelte sich die Zubehör der Kaiserpfalz; denn es ist klar, daß zur Befriedigung der Bedürfnisse des kaiserlichen Hoflagers, der dorthin kommenden Gäste und Gesandten zahlreiche Gewerbtreibende notwendig waren. Weil aber der Bannforst, auf dessen Gebiet sich diese Leute ansiedelten, kaiserlicher Grund und Boden war, so war der sich bildende Ort keine selbständige Stadt, sondern die Bewohner hatten die Grundherrlichkeit des Kaisers und Königs durch Zahlung des „Wortzinses" anzuerkennen. Diese Ansiedelung (vicus) entwickelte sich so rasch, daß Kaiser Konrad II. bereits 1038 den Quedlinburger Kaufleuten diejenigen Rechte verleihen konnte, welche die goslarischen Kaufleute bereits laut Bewilligung seiner Vorgänger besaßen. Diese dem kaiserlichen Vogt unterworfene Einwohnerschaft war selbstverständlich, namentlich soweit sie fränkischen Ursprungs war, kaiserlich gesinnt, wie wir aus dem Ausbruch ihrer Wut gegen den Hauptschürer des sächsischen Aufstandes gegen Kaiser Heinrich IV., Burchard II. von Halberstadt, im Jahre 1088 ersehen, der in seiner Herberge zu Goslar überfallen und tödlich verwundet wurde. Es zogen aber immer mehr Sachsen nach Goslar, wie ja das bei der Lage dieser Stadt an der sächsischen Grenze sehr natürlich war, und es entstand der Widerstreit zwischen Sachsen und Franken auch innerhalb der Stadt, infolgedessen sich die fränkische Bevölkerung auf dem nach dem Rammelsberge zu gelegenen Frankenberge als Berggemeinde gegenüber der sächsischen Marktgemeinde zusammenschloß, beide

vielleicht noch getrennt durch die von den Bergen herabströmende „Gose". 1073 war der vicus Goslar bereits mit Wällen und Planken befestigt. Als mit dem Erschlaffen der Gewalt des kaiserlichen Vogts nach dem Aussterben der Salier die Vogtei langsam zerbröckelte, begann die Sachsenstadt sich zu entwickeln. 1131 erscheint sie bereits als civitas und begann sich nun immer mehr vom Vogt selbständig zu machen. Aus der Zeit dieser Entwicklung stammt das älteste Stadtsiegel (Abb. 56), das entschieden dem 12. Jahrhundert angehört und noch in Anlehnung an den Kaiserpalast mit dessen Dom die Heiligen des Doms, Simon und Judas, über einer Burg mit offenem Tore zeigt. Unter Kaiser Friedrich II. beseitigte die Stadt den letzten Schein der alten Vogteigewalt, und Rudolf von Habsburg erkannte 1290 dies Verhältnis ausdrücklich an, während Karl IV. der Stadt 1340 das Schildrecht, d. h. das Recht, den kaiserlichen Adler im Wappen zu führen, erteilte (vergl. Abb. 80). Die Stadt schwang sich allmählich zu großem Wohlstande auf und mußte mehrfach den alten Mauerring erweitern. Mit dem Sinken der Bedeutung des Bergbaues, den schweren Zeiten, die sich mit dem Ausgang des Mittelalters, nach Einführung der Reformation und unter den Nöten des 30-jährigen Krieges entwickelten, sank die Stadt aber von ihrer einstigen stolzen Höhe tief herab, so daß sie, die um 1500 etwa 20000 Einwohner gezählt hatte, 1803 deren nur noch 5000 besaß, und daß sie damals mit Fug und Recht als ville cruellement pauvre et endetté bezeichnet werden konnte. Unter der preußischen, westfälischen, hannoverschen und seit 1866 wieder preußischen Verwaltung hat sie sich aber mächtig gehoben.

Einen Rundgang durch Goslar beginnen wir selbstverständlich von der Stelle, von der Goslars größter Glanz ausgegangen ist, vom Kaiserhause. Von der ganzen Pracht der an dieser Stelle errichtet gewesenen Kaiserpfalz sind nur noch drei Stücke erhalten, der Reichssaal, die sogenannte Domkapelle und die Ulrichskapelle, alles andere, die Wohngebäude der kaiserlichen Herrschaften, die Räume zur Aufnahme des Gefolges, der Gäste und Gesandten, der Dom mit seinen Stiftsgebäuden, die Liebfrauenkirche, an die nur noch die Straße „Liebfrauenberg" erinnert, die zugehörigen Wirtschaftsgebäude, alles, alles hat der Zahn der Zeit vertilgt. Man kann den Bewohnern Goslars keinen Vorwurf daraus machen, daß sie diese Bauwerke wie so manche andere nicht bewahrt haben; denn da die Stadt alle diese Bauwerke zu erhalten, für sie aber keine Verwendung hatte und unter dem Drucke der schweren Zeiten selbst in äußerste Vermögensbedrängnis geraten war, so war es ihr, selbst wenn noch ein historischer Sinn geherrscht hätte, der aber damals dort wie fast überall mangelte, einfach unmöglich, die bedeutenden Summen zu beschaffen, die zur Erhaltung solcher Bauwerke erforderlich gewesen sein würden. Die Kaiserpfalz muß aber ein herrlicher Palast gewesen sein, der den Raum für einen kaiserlichen Hofhalt mit den vielen Gästen, unter denen selbst ein Papst nicht gefehlt hat, bieten konnte. Daneben ragte der mächtige Dom, die zweitürmige Liebfrauenkirche empor, fürwahr ein solcher Palast verdiente die Bezeichnung clarissimum regni domicilium, der herrlichste Wohnsitz im Reiche. Dem Kaiser Heinrich III. stand als Baumeister bei der Errichtung dieses Palastes Benno zur Seite; dieser war 1020 in Schwaben

geboren, hatte seine Vorbildung in den berühmten Schulen zu Straßburg, Reichenau, Speier und anderwärts empfangen und kam wahrscheinlich 1047 mit Heinrich III. nach Goslar. Benno war gleich begabt auf dem Gebiete der Baukunst, der Wissenschaften und der finanziellen Verwaltung und fand deshalb in Goslar und dem benachbarten Hildesheim ein reiches Feld zur Entfaltung seiner Fähigkeiten. Zum Vorsteher der Hildesheimer Domschule ernannt, brachte er diese zu neuem Glanze, war daneben Vertrauensmann des Bischofs Azelin und machte in dessen Begleitung den Feldzug gegen die Ungarn mit, wobei er sich ungemein nützlich bei der Verpflegung des darbenden kaiserlichen Heeres erwies. Als Dompropst in Hildesheim, welche Würde er bald darauf erhielt, fand er ein reiches Feld zur Entfaltung seiner vielseitigen Anlagen. Auf Heinrichs Wunsch kehrte Benno nach Goslar zurück, wo er zum Erzpriester und als Vizedominus

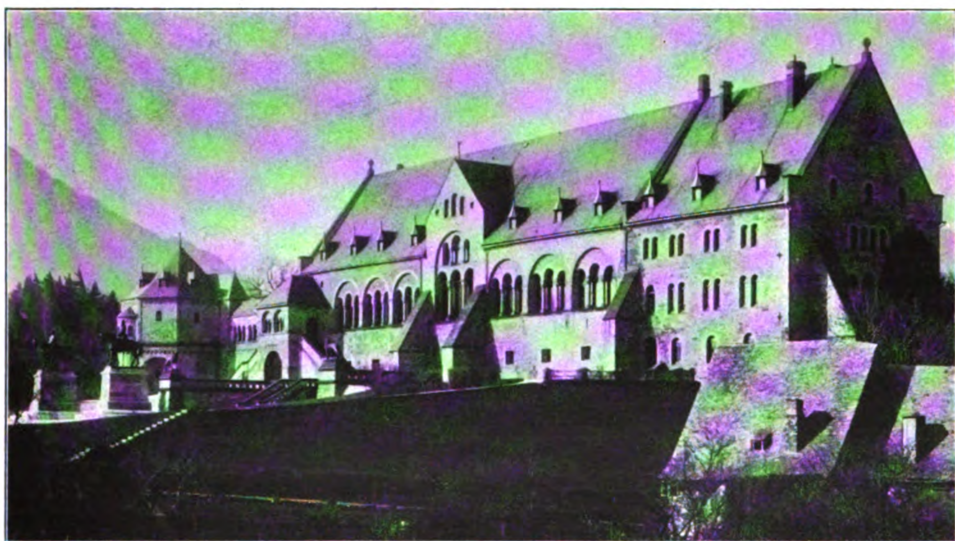


Abb. 57. Das Kaiserhaus mit der Ulrichskapelle.

zum Verwalter der Kaiserpfalz, der dazu gehörigen Güter und Einkünfte ernannt wurde. Wie er Heinrich III. bei der Einrichtung der Pfalz, namentlich des jetzt noch erhaltenen Kaisersaales und des Domes, zur Seite stand, so erbaute er später für Heinrich IV. die Schutzburgen für Goslar, namentlich die prachtvolle Harzburg. Er war Heinrich IV. unbedingt ergeben und hat diesem seine Treue stets gewahrt. 1067 wurde er Bischof von Osnabrück, in welcher Eigenschaft er lange Jahre gewirkt hat. Er ist nicht zu verwechseln mit dem heiligen Benno, seinem Zeitgenossen, der ein geborener Graf von Wöltingerode, ein Verwandter des Bischofs Bernwards von Hildesheim war, seine Jugend und das beginnende Mannesalter im Michaeliskloster zu Hildesheim zubrachte, dann einem Rufe an das Domstift zu Goslar folgte, 1066 Bischof von Meißen wurde und als solcher 1106 starb.

Heinrich III. begann 1047 mit dem gewaltigen Reichspalast und führte das Werk schnell zur Vollendung. Von dem durch Benno ausgeführten Saalbau (Abb. 57) werden an Architekturstücken nur noch Einzelheiten vorhanden sein, weil das Bauwerk vielen Unbilden ausgesetzt war. 1132 stürzte bei der Anwesenheit Kaiser Lothars der Fußboden ein, 1289 zerstörte eine gewaltige Feuersbrunst den größten Teil der Pfalz, wobei auch der Saal in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Rat der Stadt, seit 1290 der Besitzer der kaiserlichen Reichsvogtei und damit des Kaiserschlosses, ließ die Wohngebäude in Schutt liegen, den Saal mußte er aber wiederherstellen, weil dieser die Gerichtsstelle war, an der sich die Bürger Goslars vor dem Vogt zu verantworten hatten. Kaiser Wenzel wollte 1385 ein sächsisches Landgericht in der Pfalz errichten, dessen Überschüsse zur Unterhaltung der Pfalz dienen sollten, und es mag damals das Haus teilweise ausgebessert worden sein, die Sache verlief aber im Sande, wie auch der von Rudolf von Habsburg bereits zur Unterhaltung der Pfalz angewiesene Judenzoll jährlich nur 6 Mark ertrug. Der Saal kam nun wieder in die Unterhaltung durch die Stadt Goslar. Bis über die Mitte des 15. Jahrunderts blieb der Saal in Ehren, indem er neben der Gerichtsstätte als Versammlungsraum der Gilden diente. Von da ab wurde er als Speicher eingerichtet, 1581 ein Nordflügel angesetzt, 1820 stürzte ein Teil des nördlichen Flügels ein, 1865 wollte die Stadt das ganze Bauwerk niederreißen; die hannoversche Regierung erwarb es jedoch am 24. April 1866 für 1000 Taler; mit dem vormaligen Königreiche Hannover ging das Haus auf die Krone Preußen über, und diese hat den alten Kaisersaal prachtvoll, soweit möglich, unter Benutzung der alten Reste oder doch in Anlehnung an die alten Überlieferungen, wiederhergestellt. Alle erwähnten Ereignisse haben ihre Spuren zurückgelassen. Von Bennos Bau stammt die ganze großzügige Anlage, deren Verhältnisse unverändert geblieben sind und ein glänzendes Zeugnis für Bennos Urheberschaft ablegen. Aus der Zeit Lothars rühren die Ecksäulchen, Fensterpfeiler im Saale und die zierliche Fensteranlage des Treppenvorbaues her. An die Zeit nach dem Brande von 1289 erinnern die frühgotischen Fenstersäulen und die Kapitäle der Säulen neben der Thronestrade sowie die spitzbogigen Tonnengewölbe des Erdgeschosses. Der Zeit der Übernahme des Saales durch die Stadt Goslar, nach Beseitigung des sächsischen Landgerichts, entstammen die Holzstützen mit ihren reichgeschnitzten Kopfbändern im Saale. Die letzte Wiederherstellung hat vieles erneuern müssen.

Von dem erwähnten nördlichen Flügel abgesehen, besteht das Kaiserhaus aus einem durch eine besondere Tür zu betretenden Erdgeschosse, vor dem zwei mächtige Strebepfeiler rechts und links bis zu den Seiten des Mittelfensters des Saales emporgeführt sind. Über einem romanischen Gesimse erhebt sich der Saalbau, zu dem man durch einen am Südende vorgelegten, mit einer neu hergestellten Doppeltreppe zu erreichenden Vorbau gelangt. Dieser Vorbau wird durch zwei, in drei gekuppelte kleine Öffnungen geteilte Rundbogenfenster erhellt. Der Saal selbst wird durch sieben mächtige halbkreisförmig geschlossene Bogenstellungen, die durch Pfeiler mit Ecksäulchen belebt sind, erhellt. Jede der drei Öffnungen der beiden Flügel enthält drei in Halbkreisen überdeckte und mit frühgotischen

Säulen getrennte Öffnungen, die neuerdings durch Spiegelſcheiben geſchloſſen ſind. Ein großes Hohlkehlengeſims ſchließt die Flügelbauten nach oben ab. Das mittlere Fenſter enthält übereinander zweimal je drei gekuppelte Öffnungen, zwiſchen denen ein Geſims liegt. Der darüber befindliche, mit einem vergoldeten Adler bekrönte Giebel enthält zwei kreisförmige Öffnungen, zwei rundbogige Niſchen und zwiſchen dieſen ein rundbogiges Fenſter. Vom Saalbau führt ein 1889 mit Benutzung einer alten Bruchſteinmauer hergerichteter zweigeſchoſſiger, im Erdgeſchoſſe mit rundbogigen Türen, im Obergeſchoſſe mit ſäulengeteilten Fenſteröffnungen durchbrochener Verbindungsgang zur Ulrichskapelle (ſiehe unten). An der Nordweſtecke des Saalbaues iſt ein Treppenturm vorgelegt, neben dem



Abb. 58. Das Innere des Kaiſerſaales.

ſich eine jetzt vermauerte Tür befindet, die wahrſcheinlich die Verbindung des Saalbaues mit den kaiſerlichen Wohngemächern bildete.

Im Innern enthält das untere Geſchoß des Kaiſerhauſes ſieben Räume, von denen die ſechs unter den Flügeln befindlichen mit ſpitzbogigen Tonnengewölben überdeckt ſind, während das mittlere eine flache Holzbalkendecke trägt. Das Obergeſchoß beſteht aus einem Vorraume, zu dem man von dem erwähnten Vorbau aus gelangt, und daneben dem eigentlichen Saale. In der Vorhalle ſind Wandteppiche mit Darſtellungen aufgehängt, die die Patrone der Hauptaltäre im ehemaligen Dome zeigen. Dieſe Teppiche entſtammen der frühen Renaiſſancezeit und hatten ehedem ihren Platz hinter dem Chorgeſtühle des Domes; ſie gingen mit dem Dome in das Eigentum der Stadt über und ſind vor nicht langer Zeit aus der Domkapelle an ihren jetzigen Ort geſchafft worden. Der Saal (Abb. 58) iſt

in seinen Flügeln mit einer flachen Holzdecke, in der Mitte mit einer aus Holz hergestellten Tonne versehen; die Decke wird durch hölzerne Pfeiler mit spätgotischen, geschnitzten Kopfbändern getragen. Die Unterlagen der Tonne ruhen auf steinernen vor die Wände gestellten Halbsäulen, in beiden Schmalwänden befindet sich je eine spitzbogige Tür. An der Mitte der hintern Längswand auf einem eigens dazu hergerichteten Unterbau steht der alte Kaiserstuhl, der früher auf dem Chore des Domes stand (Abb. 58). Er besteht aus einem Sitze von Sandstein und ist mit drei aus Bronzeplatten mit reichen romanischen Verzierungen bestehenden Lehnen versehen (vergl. Abb. 61). Die Wände des Saales sind mit Gemälden bedeckt, die Hermann Wislicenus nach besondern Angaben Kaiser Wilhelms I. mit hervorragend geschichtlicher Treue von dem Jahre 1877 ab ausgeführt hat. Sie versinnbildlichen den Glanz und den Sturz der alten Kaiserzeit, teils in Einzelbildern aus der deutschen Geschichte teils in der Darstellung des Märchens von Dornröschen und der Sage von Friedrich dem Rotbart.

Die Ulrichskapelle (Abb. 57 und 59)*) war, wie erwähnt, bereits unter Kaiser Heinrich II. vorhanden und wird von Heinrich III. beim Neubau der Pfalz mit dem Saalbau und den Wohnräumen in Verbindung gebracht worden sein. Ihr Patron war der 993 heilig gesprochene Bischof Ulrich von Augsburg, der seine Stadt 954 so heldenmütig gegen die Ungarn verteidigt hatte, und dem wohl mit Rücksicht hierauf in jener Zeit mit besonderer Vorliebe Kirchen geweiht wurden. Die Kapelle ist nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten; wie wir sie jetzt sehen, stammt sie aus dem 13. Jahrhundert. Sie ist ein zweigeschossiger Bau, eine der wenigen in Deutschland überhaupt vorhanden gewesenen oder wenigstens erhaltenen Doppelkirchen und stand sicher in unmittelbarer Verbindung mit den Wohngemächern, wenigstens des Kaisers selbst, da sich ja dessen Gemahlin später für ihren Bedarf die Liebfrauenkirche erbauen ließ. Das Erdgeschoß der Kapelle bildet ein griechisches Kreuz, das durch eine viereckige Öffnung im Boden damit verbundene Obergeschoß ein Achteck, der Übergang des Kreuzes zum Achteck wird von den freien Seiten der Kapelle durch drei sogenannte Trompetengewölbe bewirkt. Der Winkel zwischen dem nördlichen und westlichen Kreuzarme wird von einem Treppenturm eingenommen. Das Dach hat die Gestalt eines Zeltdaches. In der Westseite des südlichen Kreuzarmes befindet sich die Eingangstür zum Untergeschosse. Beide Geschosse werden durch kleine hochliegende Rundbogenfenster erhellt. Der nördliche Kreuzarm ist mit drei, der östliche uud westliche mit je einer, der südliche mit zwei Apsiden besetzt. In der Mitte der Vierung des Untergeschosses ist auf einem Steinsockel der aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammende Grabstein Kaiser Heinrichs III. mit dessen lebensgroßem Bildnis niedergelegt, unter denen das Herz und die Eingeweide des Kaisers in einer Metallkapsel beigesetzt sind, während der Leichnam selbst in das kaiserliche Erbbegräbnis zu Speier gebracht wurde. Die Sage erzählt, der Kaiser habe dies so gewünscht, weil sein Herz an Goslar gehangen habe; diese Art und Weise des Begräbnisses hängt aber damit

*) Es ist dies die erste Veröffentlichung einer Photographie des Innern dieser Kapelle.

zusammen, daß man bei den schlechten Verkehrsmitteln jener Zeiten nur einen einbalsamierten Leichnam an einen entfernten Ort schaffen konnte, weshalb man gezwungen war, die Eingeweide herauszunehmen und am Sterbeort beizusetzen. Reste alter Wandmalereien zeigen sich, wie aus Abb. 58 zu erkennen, in der Apsis des westlichen Kreuzarms, die als Hauptapsis in das obere Geschoß hinaufgeführt ist. An der Nordwand des westlichen Kreuzarmes führt eine steinerne Wendeltreppe zum Obergeschosse, das eine von vier romanischen Säulen getragene Holz-



Abb. 59. Das Innere der Ulrichskapelle.

decke besitzt, über deren Mitte sich eine achteckige, mit einer Holzkuppel überdeckte und durch 16 zu je zweien gekuppelte Rundbogenfenster erhellte Laterne innerhalb des Dachraumes erhebt.

In dem nördlich angebauten Wohnflügel sind Zimmer für einen etwaigen fürstlichen Besuch angelegt, auch sind dort zahlreiche, bei der Wiederherstellung des Kaiserhauses aufgefundene Altertümer und zwei aus dem Dome herrührende Altarbilder aus dem 14. und 15. Jahrhundert aufgestellt.

Vor dem Kaiserhause ist neuerdings eine Terrasse und Treppenanlage her-

gerichtet, auf der zwei dem Braunschweiger Löwen nachgebildete bronzene Löwen und darüber die Reiterstandbilder Wilhelms des Großen und Friedrich Barbarossas stehen, wohl in Anlehnung an die Bilderreihe im Kaisersaal; denn eigentlich hätte hier Heinrich III. seinen Platz gehabt.

Östlich vom Kaiserhause lag der unter Bennos Leitung und nach den Plänen des Bischofs Godehard von Hildesheim 1047 begonnene und 1050 vollendete Dom, mit dem einst, wie mit dem Kaiserdome zu Aachen, ein berühmtes Domstift verbunden war, aus dem die bedeutendsten Männer hervorgingen; 1050 geweiht, wurde er 1056 bei der Anwesenheit des Papstes Viktor II. von diesem nochmals gesegnet. Die ursprünglich der heiligen Dreifaltigkeit geweihte Kirche erhielt bald ihren Namen vom Hochaltare der heiligen Maria und der Apostel

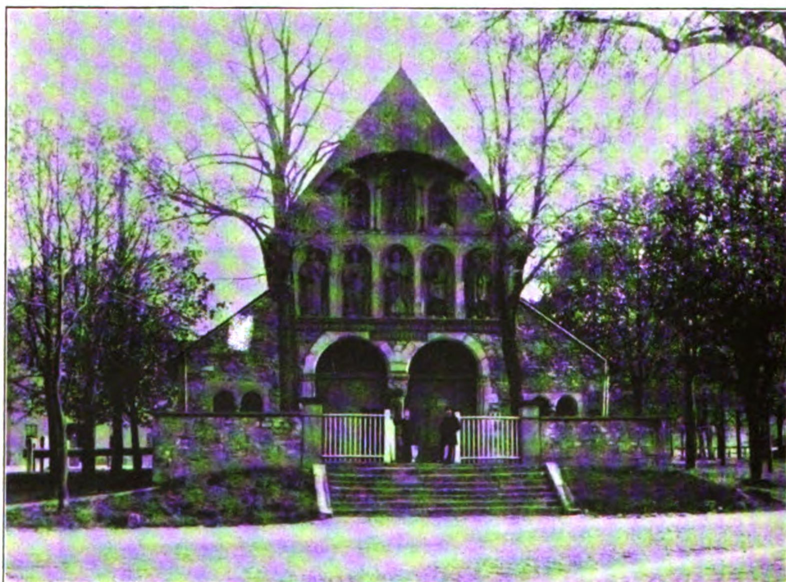


Abb. 60. Die Domkapelle.

Simon und Judas, zu denen später noch der heilige Matthias hinzukam. 1242 war das Gotteshaus bereits sehr baufällig, und es mußten zu seiner Erhaltung Mittel durch einen Ablaß beschafft werden. Im 14. Jahrhundert war der Dom wieder sehr baufällig geworden, bei den deshalb notwendig gewordenen Bauarbeiten wurden 1360 die beiden Langseiten um je ein Seitenschiff erweitert und die ursprüngliche halbkreisförmige Apsis durch einen im Achteck geschlossenen Chor ersetzt. In den Jahren 1501—1507 gab der Rat der Stadt Goslar große Mittel zur Wiederherstellung „des verfallenen Münsters“, da aber das Stift sich nicht der Reformation anschloß, tat der Rat nun nichts weiter für den Dom, dieser verfiel immer mehr, die Gewölbe mußten durch Pfeiler gestützt werden, die Domherren verkauften allmählich von den Schätzen der Kirche, um das Gebäude nur notdürftig in Stand erhalten zu können. Nach der Einverleibung

Goslars in die preußische Monarchie, 1802, wurde das Stift aufgehoben und dessen gesamtes Vermögen der Stadt zur Unterstützung der Kirchen und Schulen geschenkt, 1819 wurde das Gebäude auf Abbruch verkauft, die Glocken von den Türmen auf die Marktkirche gebracht (siehe unten). Der Dom war ursprünglich eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, Chorvorlage und Hauptapside und zwei Nebenapsiden. Auf der Westseite der Kirche befand sich ein Glockenhaus, das sich in ein Turmpaar entwickelte, die flache Decke der Kirche wurde abwechselnd durch einen Pfeiler und eine Säule gestützt. Auf der Nordseite befand sich eine Nebenkapelle, die jetzt noch erhaltene sogenannte Domkapelle (Abb. 60), unter dem Chor war eine Krypta angeordnet. Später wurde der Dom im Innern ausgewölbt sowie mit den bereits erwähnten (gotischen) Seitenschiffen und dem gleichzeitigen Chore versehen. Vor der Vierung befand sich ein Lettner, unter diesem, südlich vom Thomasaltar, der Kaiserstuhl, umgeben von einer steinernen Einfriedigung. Innerhalb der Vierung waren Chorstühle aufgestellt, hinter denen die jetzt in der Eingangshalle des Kaiserhauses aufgestellten Teppiche aufgehängt waren; zwischen den Chorstühlen stand der hölzerne Sarg Kaiser Heinrichs III., von zwei bronzenen romanischen Säulen umgeben, und unter der Bogenöffnung der Chorvorlage war der sogenannte Krodoaltar (siehe unten) aufgestellt, bei dem noch eine dritte bronzene Säule ihren Platz gefunden hatte. Die Säulen rühren vielleicht von dem ursprünglichen romanischen Domaltar her und trugen auf diesem die umhüllenden Vorhänge. Das einzige noch erhaltene Stück des Domes ist die bereits erwähnte Domkapelle (Abb. 60), nach den neuesten Forschungen ist sie die einstige, der Maria Magdalena geweihte Stationskapelle des Doms. Sie besteht aus einem höhergeführten, von zwei rechteckigen Kreuzgewölben überspannten Mittelbau und zwei niedriger gehaltenen Anbauten und ist auf der Nordseite durch einen doppelten, mit zwei Rundbogen überdeckten Eingang geöffnet. Auf dem Kapitäl der mittlern Säule ist zwischen den schön verzierten Bogen ein von zwei Drachen umwundener menschlicher Kopf angebracht. Darüber befinden sich zwei Reihen halbkreisförmig geschlossener Nischen, in denen bemalte Stuckfiguren stehen, in der untern Reihe Matthias, rechts und links davon Simon und Judas, daneben Heinrich III. und Heinrich IV., deren Identität nach einem Vergleiche mit den neuerdings aufgefundenen Grabsteinen dieser Kaiser im Dome zu Speier nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann. In der obern Nischenreihe steht in der Mitte die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, umgeben von zwei aus Stuck hergestellten Leuchtern und zwei gemalten Engeln. In der Kapelle sind Altertümer aufgestellt, die aus dem Dome stammen, Architekturreste, Grabsteine, ein Kruzifix, eine Kreuzigungsgruppe, ein Teil eines Flügelaltars, eine Nachbildung des jetzt im Kaisersaale aufgestellten Kaiserstuhles (Abb. 61) in der alten neu zusammengesetzten Brüstung und endlich der sogenannte Krodoaltar (Abb. 62). Dies ist ein aus Bronzeplatten hergestellter tragbarer rechteckiger Kasten von 0,93 m Länge, 0,66 m Breite und 0,75 m Höhe; die Platten sind an den Ecken durch hohle Pfeiler zusammengehalten. Der Kasten wird getragen von vier knienden, mit Schurz und kurzem Übergewande bekleideten Männern, der so beliebten Darstellungen der vier Ströme des Paradieses. Die einst vergoldet ge-

wesenen Seitenplatten sind von zahlreichen Löchern durchbohrt, die zur Aufnahme von farbigen, in Filigran gefaßten Steinen auf Goldblech bestimmt waren. Den Deckel bildet eine weiße Marmorplatte, an deren vier Ecken und in deren Mitte Weihkreuze eingehauen sind. Unter der Platte hängt ein Reliquienkästchen. Welch kostbare Reliquien in diesem Prunkschrein aufbewahrt worden sind, kann nicht mehr gesagt werden. Es war ein Trage- oder Hängealtar, der sicher nach arabischem, aus Süditalien überkommenem Muster in Deutschland, vielleicht in Sachsen hergestellt, vielleicht sogar als eine Arbeit der so früh zur Berühmtheit gelangten goslarischen Glockengießer, deren Erinnerung noch in der Glockengießerstraße fortlebt und von deren Kunstwerken noch mehrere Erwähnung finden werden, anzusprechen ist. Vermutlich war es ein kaiserliches Geschenk an die Kirche unserer lieben Frauen in der Kaiserpfalz und ist von dem Domscholaster, dem die Liebfrauenkirche unterstand, bei der Überweisung dieser Kirche an die Jesuiten (1629) von da in den Dom geschafft worden, ursprünglich hat er nicht zum Dome gehört und ist erst seit der erwähnten Zeit im Dominventar zu finden.



Abb. 61. Der Kaiserstuhl.

Daß die nördlich von der Stelle des ehemaligen Doms an der „Kaiserbleek" angelegten Kasernengebäude zur Erhöhung des Genusses für den Besucher dieser Stätte altehrwürdiger Erinnerungen beitragen, kann gerade nicht behauptet werden.

Verläßt man die Kaiserbleek nach der Stadt zu, so gelangt man über den bereits erwähnten Liebfrauenberg über die „Abzucht" und an der Gose hinauf sehr bald an das Claustor, zu einer alten, zur Zeit des romanischen Stils erbauten, einst mit dem hier gestandenen Nikolaitor in Beziehung gewesenen kleinen Kapelle, die mit der Stadtbefestigung derart in Verbindung stand, daß noch jetzt der Rest des ehemaligen Wehrgangs mit vermauerten Schießscharten

über den Dachboden der Kirche führt. Ihre flache Holzdecke ist aus gemalten Brettern gebildet, an denen das sächsische Wappen angebracht ist, ohne daß dafür eine Erklärung gegeben werden kann. Die Kapelle enthält eine alte gotische Kanzel, vor dem Triumphbogen ein Triumphkreuz, neben dem Maria und Johannes stehen, und einen in einem Renaissanceschränkchen untergebrachten Gekreuzigten.

Von hier führt der Weg zurück an die Kaiserbleek, von da über den Hohen Weg längs der Abzucht und durch die Wortstraße nach dem Mittelpunkte des städtischen Lebens, dem Markte. In den genannten Straßen sind einige ältere Wohnhäuser bemerkenswert. Die Anlage der goslarischen Wohnhäuser ist eine so verschiedenartige, daß allgemeine Grundsätze darüber nicht aufgestellt werden können; doch mag auf das, was über die Entwicklung des Wohnhauses und namentlich des Fachwerkbaues in Hildesheim (S. 7ff.) gesagt worden ist, verwiesen werden, da dies vielfach auch für Goslar zutrifft. Auch in Goslar wie in Hildesheim können nicht alle merkwürdigen Häuser erwähnt werden, es muß eine Beschränkung auf diejenigen eintreten, welche ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Am untern Teile des Hohen Weges, früher Königsbrücke genannt, machen sich die Häuser Nr. 16 von 1574 und Nr. 19 von 1553 bemerklich und an der Ecke der Abzucht das im städtischen Eigentum stehende reiche Hospital St. Johannis des Täufers, gewöhnlich das große heilige Kreuz (Abb. 63) genannt, das in seinem Innern interessante Denkmäler der verschiedensten Kunstperioden, u. a. auch den obenerwähnten steinernen Sarg des Priesters vom Bargedorpe, enthält (Abb. 63). Bei einem kleinen Seitenumwege von der Abzucht zeigt sich am Klapperhagen die malerische alte Mühle, ein gotischer Fachwerksbau. In der Wortstraße befinden sich unter Nr. 7 ein bemerkenswerter Steinbau aus dem 16. Jahrhundert, unter Nr. 9 ein noch gotisierender Fachwerksbau und unter den Nrn. 8 und 11 je ein Bauwerk der Spätrenaissance. Dann aber öffnet sich der Markt (Abb. 64).

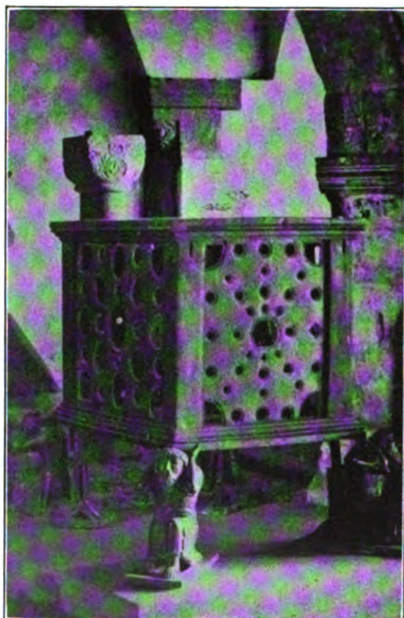


Abb. 62. Der Krodoaltar.

Außer dem Rathause umschlossen diesen Platz früher anderweite Gebäude des städtischen Verkehrs, z. B. die Münze, an deren Stelle jetzt das Amtsgerichtsgebäude steht, und die vornehmsten Gildehäuser, von denen jetzt nur noch eins erhalten ist. Vor allem fällt das am obern westlichen Ende des Platzes gelegene Rathaus ins Auge. Dieser Bau, in neuester Zeit vollständig in seiner alten Schönheit wiederhergestellt, zerfällt in mehrere, ihrer Entstehungszeit nach verschiedene, noch jetzt deutlich unterscheidbare Teile. Soweit sich die geschichtlichen

Forschungen mit den örtlichen Überlieferungen vereinigen lassen, ist zuerst unter Kaiser Lothar, als dieser der Stadt politische Selbständigkeit gab, ein Rathaus erbaut worden, ein Bau, der freilich nicht in seinem ursprünglichen Zustand erhalten, aber von den Nebenbauten architektonisch durch das Vorhandensein von Eckquadern vollständig getrennt ist und an der Südostecke noch eine kauernde romanische Figur zeigt, es ist dies der Mittelbau der Südseite, in dem sich die Einfahrt befindet. Wie in Hildesheim reden auch hier die Urkunden von der Laube des Rathauses, ohne

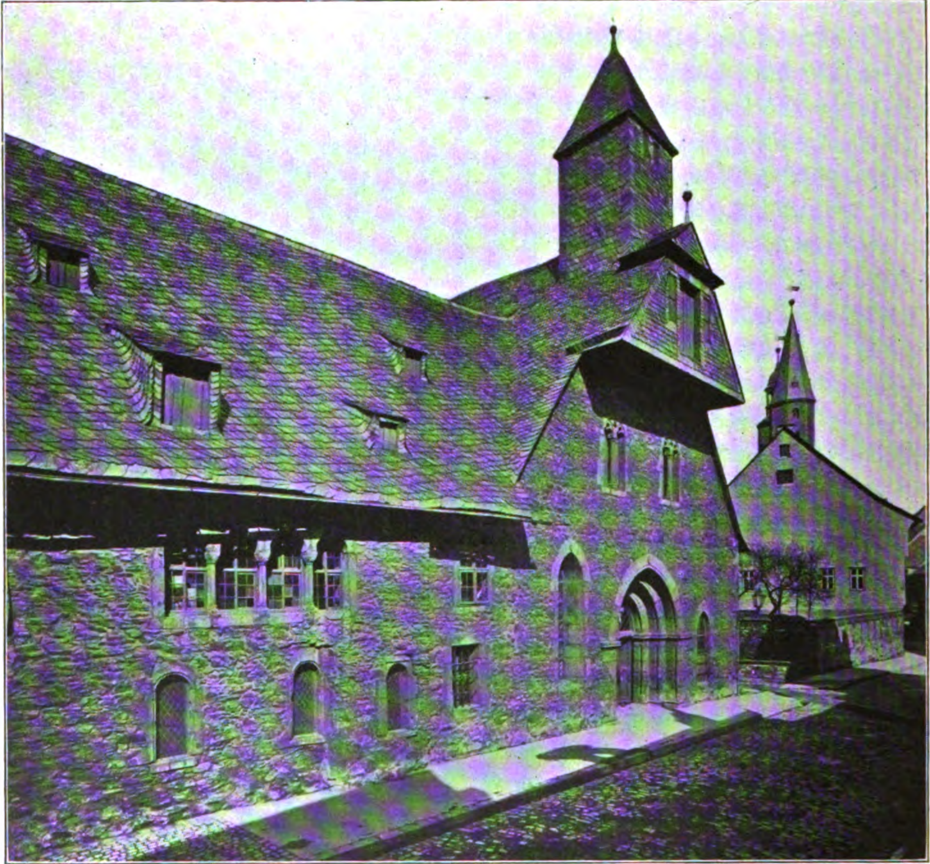


Abb. 63. Das große heilige Kreuz.
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt.

daß darüber etwas Genaueres gesagt werden kann. Mit der bald, namentlich unter Kaiser Friedrich I., schnell zunehmenden Entwicklung der Stadt wurde das bescheidene Haus zu klein und deshalb in einer nicht mehr zu bezeichnenden Weise 1180 vergrößert. Kaiser Karl IV. verlieh der Stadt das Schildrecht, d. h. das Recht, den Reichsadler als Wappen (vergl. Abb. 80) zu führen; es wurde deshalb über dem Eingangstore des damaligen Rathauses das Bild des sitzenden Kaisers und das neue Stadtwappen angebracht. Um 1420 wurde an der Südwest-

seite des alten Rathauses ein Beinhaus (Beinkeller) nebst einer darüber befindlichen, aus zwei durch eine Arkadenstellung getrennten Räumen bestehenden, der Mutter Gottes geweihten Kapelle angebracht, deren spitzbogige Tür und Fenster nebst dem Standbilde der Jungfrau zum Teil noch erhalten sind. Darüber wurden zwei mit dem alten Rathaus in Verbindung stehende Räume angelegt, ein kleiner, die Rüstkammer oder das Depositum, der bis zur heutigen Stunde als Tresor dient, und ein größerer, der als Ratszimmer diente, und neben dem eine über der Apsis der Marienkirche angeordnete, 1506 geweihte Kapelle zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit befindlich war, die seit Einführung der Reformation ihre Bedeutung verlor. Dies Ratszimmer wurde später als Archiv benutzt und deshalb mit Schränken zugesetzt, infolge wovon seine noch unten zu besprechenden Wände sich

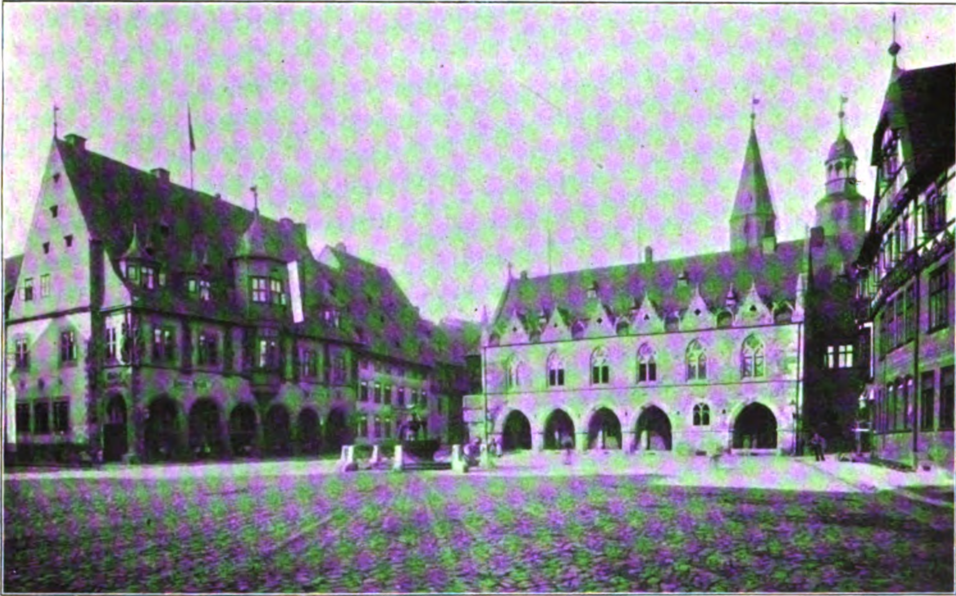


Abb. 64. Markt mit Rathaus und Wort.

so äußerst glücklich erhalten haben. Aus unbekannten Gründen führt es jetzt den Namen „Huldigungszimmer", obwohl hier, soweit bekannt, nie Huldigungen vorgenommen worden sind und das Zimmer vielmehr den Namen des Friedenszimmers verdiente, weil hier 1641 die Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Abgeordneten Don Hannibal Gonzaga und den Gesandten der protestantischen Stände Schwedens, Sachsens und der niederländischen Kreise stattgefunden haben, die nach mehrfachen Unterbrechungen am 16. Januar 1642 zu den Feststellungen der Präliminarien für den späteren westfälischen Frieden führten. Die erwähnten Räume wurden mit dem alten Rathause in Verbindung gebracht.

Den nach außen bei weitem ausdrucksvollsten Teil des Rathauses bildet dessen jetzige östliche, ziemlich gleichzeitig, wenn nicht etwas früher wie der Kapellenbau errichtete Front nach dem Marktplatze zu. Hier besteht das Erdgeschoß aus einer

nach dem Markte zu offenen doppelten Halle, die nach außen zu durch fünf spitzbogige Öffnungen auf kurzen, gedrungenen, achteckigen Pfeilern abgegrenzt, von Kreuzgewölben nach oben geschlossen und in der Mitte durch eine Reihe schlanker, achteckiger Pfeiler geteilt wird. Diese innern Arkaden waren bis vor kurzem vermauert, sind aber jetzt wieder geöffnet worden. In dem breiten Pfeiler zwischen den beiden nördlichsten Bogen der Außenseite ist ein gotisches Fenster angebracht, das vielleicht früher einmal eine Gerichtsstube oder ein Gefängnis erleuchtete und vor dem der Pranger mit Halseisen angebracht war. Zwischen den Arkaden sind kleine spitzbogige Öffnungen angebracht, deren Zweck nicht aufgeklärt ist. Die Hallen dienten früher zu Gerichts- und Versammlungszwecken. Den obern Abschluß dieses Bauwerks bilden über dem Hauptgesimse sechs steinerne Giebel, die durch eine Maßwerkgalerie verbunden sind, während die Nord- und Südseite ebenfalls mit je einem Giebel abgeschlossen ist. In dem durch die erwähnten Giebel bekrönten obern Geschosse des Bauwerks befindet sich die „Rathausdiele", die ursprünglich einen großen Saal bildete, von deren Nordende aber bereits 1595 Raum für zwei Kanzleizimmer abgetrennt wurde. Die Decke der Diele besteht aus einer glatten Lattenverschalung mit Fugenleisten und geschnitzten Sternen. In der Mitte ihrer westlichen Längswand ist eine alte mit reich geschnitztem Giebel versehene gotische Tür angebracht, deren Verschlußbalken auf der der Diele entgegengesetzten Seite lag, so daß das ältere Rathaus gegen die Diele als Vorraum abgeschlossen werden sollte. Den Zugang zur Diele von außen bildet eine an deren Südgiebel vorgelegte, 1537 erbaute Freitreppe, die später einen hölzernen Überbau erhalten hat. Wie überhaupt am Rathause vielfach verändert worden ist, so merkt man die Spuren davon auch an dieser Treppe. Von hier gelangt man durch eine schlichte spitzbogige Tür zwischen zwei Maßwerkfenstern in die südliche Schmalseite der Diele.

An der Nordwestecke des Rathauses ist 1560 ein unregelmäßiger Anbau, zum Teil unter Benutzung älterer, aus dem 15. Jahrhundert stammender Teile, angebracht, der im obern Stocke die Ratsstube enthält, diese wurde 1647 mit einer neuen Decke versehen, die aus einem verputzten und gemalten hölzernen Tonnengewölbe besteht. Im Scheitel des Gewölbes befindet sich der aus Stuck hergestellte gemalte Reichsadler mit der Jahreszahl 1647.

Es bedarf noch einer Besprechung der im Rathause vorhandenen Kunstschätze. Auf der Diele hängen einige wertvolle Kronleuchter, ein aus dem Dome stammender bronzener, dessen Mittelpunkt innerhalb gotischen Blattwerkes die Figur der Mutter Gottes bildet, ein aus dem Geweih eines starken Zwölfenders verfertigter, aus der Zeit des Übergangs vom Spitzbogenstile zur Renaissance, mit den Wappen des Kaisers und der sieben Kurfürsten, in der Mitte eine Kaiserfigur tragend — eine Nachbildung dieses Leuchters ist zur Ausstattung der Marienburg in Westpreußen verwandt worden —, sowie ein entschieden gotischer, aus einem starken Rentiergeweih verfertigter, der gleichfalls eine Kaiserfigur und die als Überschrift diesem Aufsatze vorgestellte Inschrift enthält; ein vierter Leuchter aus Bronze entstammt dem 17. Jahrhundert.

Einen Schatz, der einzig in seiner Art ist, birgt das „Huldigungszimmer"

(Abb. 65), nämlich die bereits erwähnten und glücklicherweise so vollständig wohlerhaltenen Wandmalereien. Die auf Grund eines archivalischen Mißverständnisses aufgestellte Behauptung, daß diese Malereien von der Hand des Nürnberger Meisters Michel Wohlgemuth herrührten, ist vollständig widerlegt; da jedoch die zur Zeit der Entstehung dieser Gemälde in Goslar blühende Familie Wohlgemuth wahrscheinlich mit der gleichnamigen Nürnberger in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, so ist der Gedanke nicht ausgeschlossen, daß auf Veranlassung des Goslarer Zweigs der Familie wenigstens die Entwürfe zu den Gemälden von Michel Wohlgemuth selbst oder doch in dessen Werkstatt angefertigt worden seien, wofür die Verwandtschaft der Malereien im Huldigungszimmer, namentlich der noch besonders zu besprechenden Sibyllen, mit unzweifelhaft von Wohlgemuth herrührenden Werken zu sprechen scheint. Aber auch folgendes spricht für eine solche Verwandtschaft. In engster Verbindung mit den Sibyllen befindet sich an der westlichen Saalwand eine kniende männliche Figur, die betend zu der über ihr befindlichen Mutter Gottes aufsieht. Mit fast vollständiger Gewißheit ist in diesem Manne der goslarische Prokonsul Heinrich Geismar zu erblicken, der sich zur Zeit der

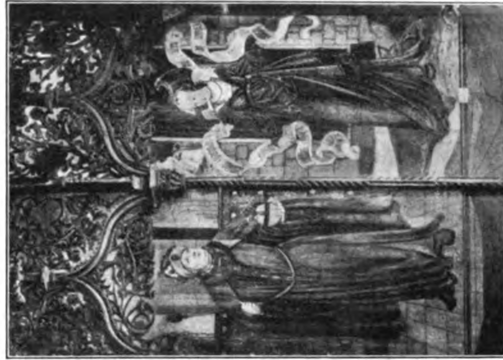





Abb. 65. Nordwand im Huldigungszimmer.

Ausführung der Bilder in Rom aufhielt und dessen sehr vermögende Familie sich durch mancherlei Stiftungen in Goslar ausgezeichnet hat. Es wird anzunehmen sein, daß Geismar nicht nur die Mittel zur Ausführung der Bilder gewährt, sondern auch die Gedanken dazu angegeben hat, während die Ausführung der Malerei selbst einem einheimischen, aber in Nürnberg und insbesondere in Wohlgemuths Schule ausgebildeten Maler übertragen wurde. Dieser hat dann die Sibyllen, die Deckengemälde und die Bilder in den Fensterleibungen selbst ausgeführt, die andern Gemälde aber nach dem für den ganzen Raum einheitlich entworfenen Plane durch Schüler ausführen lassen. Als die Quelle, aus der der Maler für die Pläne zu unseren Bildern geschöpft hat, können wir nur die Wohlgemuthschen Bilder in Hermann Schedels Nürnberger Weltchronik (Liber chronicarum. Nürnberg 1493) und des Philippus Siculus de Barberiis Opuscula (ed. I 1481, ed. II 1483) annehmen, in denen die Motive zu den goslarischen Gemälden vollständig enthalten sind. Aus letztgenanntem Werke könnte Geismar die Mitteilungen an den Maler haben gelangen lassen. Die Nürnberger Chronik hätte der Maler bei einem Aufenthalte in Nürnberg haben kennen lernen können. Ob nicht auch ein Einfluß der niederrheinischen, insbesondere der Kölner Schule auf unsere Gemälde festzustellen sein mag, bedarf noch weiterer Untersuchungen. Je nachdem die Bilder durch den Maler selbst oder die verschiedenen Schüler ausgeführt worden sind, zeigt sich eine zum Teil recht erhebliche Verschiedenheit in der Ausführung. Der Gedankengang der Bilder ist wie der der Decke in der Michaeliskirche zu Hildesheim der Hinweis auf die Erlösung des Menschengeschlechts und die Erscheinung des Heilandes. Die Sibyllen an den Wänden stellen die heidnische, die Propheten die jüdische Weissagung auf den Messias dar, die andern Bilder die Erfüllung der Weissagungen, nur die Königsbilder haben noch keine befriedigende Erklärung gefunden. An den Wänden befinden sich zwölf Sibyllen und dazwischen elf Kaiserbilder, von schmalen Säulchen eingerahmt, die sich über den Bildern zu Korbbogen vereinigen, die mit reichem Schnörkelwerk versehen sind, über jedem Korbbogen sind zwei Wappen angebracht. Unter den Bildern sind Vorhänge gemalt, unter denen kastenartige Sitzbänke längs der Wände umhergeführt sind. Die Umrahmung der Decke enthält die zwölf Propheten, die vier Eckbilder zeigen die Evangelisten, die vier Bilder im Innern der Decke die Verkündigung und die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und die Darstellung im Tempel. In den Fensterleibungen sind die Patrone der geistlichen Stiftungen Goslars wiedergegeben (Abb. 65).

Eine Sammlung wertvoller Altertümer ist im Huldigungssaale aufgestellt. Als Hauptstück muß das Evangeliar hervorgehoben werden, das, eine Handschrift des 13. Jahrhunderts, der Überlieferung nach von Kaiser Friedrich II. aus dem Orient mitgebracht und dem Domstifte geschenkt worden ist. Dort nahmen es die Jesuiten in Besitz, denen es aber 1634 wieder abgenommen wurde, und dann kam es mit der Aufhebung des Stiftes in das Eigentum der Stadt, die es jetzt, nachdem zufällig sein hoher Wert erkannt worden ist, als ein Heiligtum bewahrt. Das Buch besteht in einem Quartbande, der durch einen

mit Filigran, Perlen und Edelsteinen verzierten Metalldeckel geschlossen wird. Die Handschrift enthält die Vulgata mit mancherlei Abweichungen. Die Kunstarbeit des Deckels ist „stark byzantinisierend“, und die in dem Werke enthaltenen Miniaturbilder sind eine „Mischung byzantinischer Motive mit abendländischer Kunst“. Das Kunstwerk gestattet also gleiche Beobachtungen, wie wir sie bereits am Krodoaltar und an den Malereien der Neuwerkkirche machen konnten und noch machen werden. Die Handschrift ist mit herrlichen Miniaturgemälden geschmückt, die sämtlich das „byzantinische Schema“ mehr oder weniger wiedergeben, aber trotz der genauen Anlehnung an diese Muster die deutlichsten Spuren abendländischer Arbeit und zwar sächsisch-westfälischen Ursprunges verraten. Weiter soll als eines bedeutenden Werkes der Bergkanne gedacht werden, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts in einer der Sitzbänke aufgefunden wurde, es ist eine prachtvolle, 1477 angefertigte silberne Kanne mit vergoldeten Verzierungen. Über der Kanne erhebt sich als Deckel eine prachtvoll ausgeführte gotische Spitzkuppel, innerhalb deren der heilige Georg angebracht ist. Auf der Spitze der Kuppel befindet sich ein blauer Stein, der den goslarischen Adler trägt. Den Henkel bildet ein schlanker Drache. Fuß und Körper der Kanne sind mit reichen durchbrochenen Ranken, mit Blattwerk, einem Kranze von Blütenknospen usw. umgeben, am untern Teile der Kuppe sind arbeitende Bergleute und Jagdszenen dargestellt. Noch eine andere Kanne, einige Kruzifixe und die alte goslarische Eichelle sind hervorzuheben. Auch ist hier ein Thronsessel aus dem 16. Jahrhundert aufgestellt, auf dem der kaiserliche Gesandte bei Entgegennahme der Huldigungen durch die Stadt saß, mag diese auch vorgenommen sein, wo sie will. Die anstoßende Trinitatiskapelle enthält einige alte Glasgemälde.

Vor dem Rathause dehnt sich der Marktplatz aus, der bis ins 16. Jahrhundert hinein von der Gose (die Beeke genannt) durchströmt wurde. In der Mitte des Platzes erhebt sich ein Brunnen, das Marktbecken (Abb. 66). Nach Errichtung der Vorderfront des Rathauses, der Ausfüllung des Platzes und infolge davon der Zusammenziehung des Verkehrs an dieser Stelle, wird der Brunnen aufgestellt sein; ob er früher an einer andern Stelle gestanden hat oder, wie die Sage will, von anderswoher nach Goslar gebracht worden ist, muß unentschieden bleiben. Man darf das Becken gewiß wie den Krodoaltar als ein Kunstwerk der goslarischen Glockengießer in Anspruch nehmen und seine Herstellung in das 13. Jahrhundert setzen. Der Teufel soll es gegossen haben, auch kann man diesen jetzt noch um Mitternacht durch dreimaliges Anklingen an das Becken herbeiholen, wenn man ihm seine Seele gegen Geld verkaufen will. Eine andere Sage läßt das Becken früher als Glocke gedient haben, um die Bergleute, wenn der Stadt eine Gefahr drohte, aus der Tiefe der Berge herbeizurufen. Der Brunnen, seit alters her von Ketten eingefaßt, besteht aus zwei auf einem steinernen Sockel aufgestellten Bronzeschalen und einem Schafte. Auf der Säule stand früher unzweifelhaft das Bild eines nicht mehr zu ermittelnden Heiligen, der, als man nach der Reformation die Heiligenbilder beseitigte, auch von seiner Stelle geschafft und durch einen dem Adler auf dem Giebel des Kaiserhauses nachgebildeten Adler ersetzt worden ist. An der Südseite der untern

Schale befindet sich eine Maske, aus der wohl früher das Wasser ablief. Über der untern Schale ist der Schaft an den vier Seiten mit rückwärts aufgerichteten Drachen verziert, deren Rachen unten aufliegen, früher Wasser spien, jetzt aber menschliche Figuren halten. Die obere Schale ist mit acht Löwenköpfen besetzt, die das Wasser in die untere Schale entsenden, auf dem obersten Teile des Schaftes befindet sich ein (jetzt mit dem Adler gekrönter) Knauf, aus dem abermals acht Löwenköpfe das Wasser in das obere Becken ergießen. 1834 sollte das Becken entfernt werden, weil es „in seiner steifen Form nur an die rohe, lange ausgestorbene Norm des deutschen Ungeschmackes erinnere und des Marktes Schönheit verunziere und entweihe". „Es dürfe nicht bleiben, wo alles in Goslar dem besseren Geschmacke weiche, mit seinem Adler, der einem Haushahne gleiche, der rohe Sprudel beleidige alle zarten Augen." Glücklicherweise ist diesem Wunsche nicht willfahrt worden.



Abb. 66. Das Marktbecken.

Um den Markt herum lagen die alten Gildehäuser, von denen nur südlich vom Rathaus, an der Ecke der Wortstraße, das Gildehaus der vornehmsten Gilde, der Wandschneider, die bereits 1252 genannt ist, erhalten ist, das Wandhaus, die Wort oder auch wegen der daran angebrachten Kaiserbilder seit 1831 die Kaiserwort genannt (Abb. 64). Dies Haus wird bereits 1290 erwähnt, das jetzt vorhandene Gebäude ist aber erst 1494 errichtet. Es ist, wie dies die übrigen nicht mehr vorhandenen Gildehäuser auch gewesen sind, ein dem Rathause nachgebildeter Hallenbau, der ursprünglich nur das Vordergebäude des Gildehauses bildete, das an der Wortstraße gelegene Hintergebäude ist 1815 abgerissen worden. Das jetzt noch erhaltene Gebäude besteht aus einer Halle mit sechs flach überwölbten Bogen, über dem mittelsten Pfeiler tritt ein reichverzierter, in neuerer Zeit stilwidrig in die Höhe geführter und bedeckter Erker vor, zu dessen beiden Seiten Fenster mit wagerechtem Sturz die Wand durchbrechen. Das Dach ist neuerdings mit Mansarden verunziert, wobei das Hauptgesims mit seinen Wasserspeiern sehr verdeckt wurde. Die Vorderfront ist zwischen den Fenstern durch Nischen belebt, in die man gar nicht hinein gehörige, aus dem 17. Jahrhundert stammende, bunt bemalte Kaiserfiguren hineingestellt hat. Hier haben früher

kleinere Figuren von Stein gestanden, vielleicht die starken Helden oder Sinnbilder der Haupttugenden, was man vielleicht deshalb annehmen kann, weil in der westlichen, jetzt leeren Nische noch vor 100 Jahren eine Figur der Liebe, in Gestalt einer Mutter mit zwei Kindern, angebracht war. Unter den reizvollen Steinmetzarbeiten der Vorderseite macht sich das Wahrzeichen der Stadt, „das Dukatenmännchen", bemerklich, das in seiner Art denselben Gedanken ausspricht, den wir bereits am Knochenhaueramthause zu Hildesheim ausgesprochen finden. Die 1882 erneuerten Wandmalereien sind spätere Zutaten.

Westlich vom Rathause steht die Marktkirche (Abb. 67), deren als ecclesia forensis, d. h. also als Marktkirche, bereits 1151 Erwähnung geschieht; zwischen

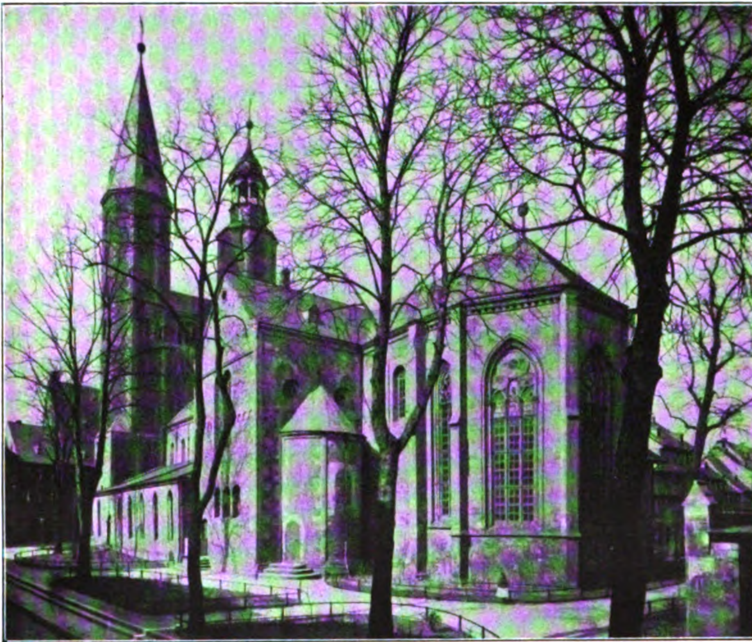


Abb. 67. Die Marktkirche.

dem sie umschließenden, bis ins 19. Jahrhundert mit einer niedrigen Mauer umgebenen Friedhofe und dem ältesten Rathausbau auf „dem alten Markte", wird sich damals das hauptsächlichste städtische Leben entfaltet haben, vielleicht war auch der Marktbrunnen anfänglich hier aufgestellt. Die Kirche war ursprünglich eine romanische dreischiffige Basilika mit einem westlichen Turmpaare, zwischen denen ein Glockenhaus angeordnet war, mit einem Querschiffe und zwei Apsiden und einem Chore, aber ohne Krypta. Die Arkaden werden nur durch Pfeiler getrennt. Das Schiff und das Querschiff sind mit Gewölben aus der Zeit des Übergangsstiles überspannt. Die Kirche gewährt dadurch ein besonderes Interesse, daß sie nach dem Vorbilde des Domes erbaut worden ist. Im 15. Jahrhundert wurde die Kirche mit einem gotischen Chore und zwei weitern gotischen Seitenschiffen versehen. Die Kirche war, wenigstens später, den beiden

heiligen Cosmas und Damianus geweiht, ursprünglich vielleicht auch dem heiligen Nikolaus, was insofern glaublich erscheint, als dieser der besondere Beschützer der Schiffer und Reisenden, also für eine Handelsstadt wie Goslar ein besonders geeigneter Schutzpatron war. Die Kirche war die Hauptkirche, ihr erster Geistlicher Archidiakonus der Stadt Goslar und dem Dechanten der Domkirche im Range gleichgestellt. 1528 wurde die Reformation in der Kirche eingeführt, zur Erinnerung daran wurden 1532 die noch grünenden Lutherlinden vor



Abb. 68. Das Brusttuch.

der Kirche gepflanzt. Beim Niederreißen der Domkirche wurden die zwei „goldenen Glocken", Kunstwerke der goslarischen Glockengießer, die auf den Domtürmen aufgehängt gewesen waren, auf die Türme der Marktkirche überführt, doch gingen sie bei dem großen Brande, der 1844 die Kirche heimsuchte, zugrunde. Erhalten wurde nur eine kleine, auch vom Dome stammende Glocke, Mariä Lob genannt. Mit großen Opfern der Bürgerschaft wurde danach die Kirche wiederhergestellt, obwohl von einigen Seiten entschieden geraten wurde, sie eingehen zu lassen und den Gottesdienst daraus in die Neuwerkkirche zu verlegen. Die der

Kirche angebaute Sakristei ist zweigeschossig und barg bis vor kurzem in ihrem obern Raume die weltbekannten reichen Schätze des städtischen Archives. Aus dem Innern der Kirche ist die im Jahre 1581 aufgestellte, prächtige Renaissancekanzel und ein schönes Taufbecken, gleichfalls im Renaissancestil, zu erwähnen. Auch finden sich noch Reste spätgotischer Wandmalereien im obern Teile des südlichen Querschiffes.

Weiter westlich von der Marktkirche liegt ein sehr merkwürdiges altes Patrizierhaus Hoher Weg 1, auf der Westseite vom „Stoben" oder der Stobenstraße begrenzt, das den eigentümlichen Namen „Das Brusttuch" (Abb. 68) führt und jetzt einer sogenannten altdeutschen Restauration gewidmet ist. Auf einem steinernen Erdgeschoß erhebt sich ein noch vollständig in gotischem Charakter aufgeführtes Fachwerksgeschoß, obwohl das Haus laut Inschrift erst 1526 errichtet worden ist. Es hat an der Nordseite einen ziemlich weit vorspringenden Erker; dieser sowie die Ostfront des Hauses ist mit den üppigsten phantastischen Schnitzereien bedeckt, wie sie anderweits in Goslar nicht vorkommen und deren geistiger Inhalt nicht zu ergründen ist.



Abb. 69. Das Bäckergildehaus.

Etwas weiter westlich, am Treffpunkt der Marktstraße und der Bergstraße, befindet sich eine Hauptzierde der Stadt, das ehemalige Bäckergildehaus (Abb. 69), jetzt zu einer modernen Gastwirtschaft umgewandelt. Auf der Nord- und Ostseite ist das untere Geschoß massiv aufgeführt, während die Südseite nur einen ziemlich hohen massiven Sockel besitzt. Dieser Steinbau stammt aus dem Jahre 1501. Darüber ist 1557 ein stattlicher, auf der Ostseite mit einem Erker geschmückter Fachwerkbau errichtet. Über der Tür an der Nordseite ist das Bäckerwappen angebracht. Das Haus hat viel im Laufe der Zeiten gelitten, und es mußte bei den verschiedenen Umbauten, so namentlich bei der Umwandlung in ein Gasthaus, mancherlei verändert werden; die hohen Fenster, die große Freitreppe und die spitzbogige Tür der Ostseite entstammen dem letzten Umbau.

Der Weg zum bereits erwähnten Frankenberge führt südlich des oben be-

sprochenen Hauses durch die Bergstraße, in der alsbald unter Nr. 3—5 drei stattliche Steinbauten aus dem 13. bis 16. Jahrhundert in die Augen fallen, anderer dort vorhandener interessanter Häuser oder Häuserteile nicht zu gedenken. Dann aber fesselt der Frankenberg den Schritt. Von der Frankenberger Gemeinde ist bereits geredet worden. Ehe man von dem dem Berge vorgelagerten Frankenberger Plane (Abb. 70) auf den Kirchhof tritt, begrüßt man zur Linken eine aus dem 14. Jahrhundert stammende, zur Frankenberger Gemeinde gehörige Stiftung für alte Frauen, das „kleine heilige Kreuz", das jetzt in einem 1686 errichteten massiven Gebäude mit mächtigem Fachwerksgiebel besteht und nichts sonderlich Merkwürdiges enthält. Dann betritt man den Kirchhof, dessen Westseite die nördlich und südlich vom Turmbau durch die Stadtmauer begleitete Frankenberger Kirche (Abb. 70) einnimmt, während an die Nordostecke des Kirchhofes das Frankenberger Kloster anstößt. Entsprechend gleichen Verhältnissen in andern Städten, wie auch namentlich in Hildesheim, gehörte dies bereits 1298 von den goslarischen Stadtbefestigungen umgebene Kloster nicht zur Stadt Goslar, ja bis vor kurzem nicht einmal zum Königreich Preußen, sondern war ursprünglich eine selbständige reichsfreie Vogtei, später hildesheimisches und braunschweigisches Gebiet. Im Kloster befindet sich jetzt eine Pensionsanstalt. Die für die am Frankenberge wohnhafte bergmännische Bevölkerung erbaute und vermutlich 1108 geweihte Kirche war ursprünglich dem Apostel Petrus geweiht und bestand aus einer nicht die Ausdehnung des jetzigen Kirchengebäudes einnehmenden dreischiffigen Basilika mit flacher Balkendecke, deren rundbogig überwölbte Arkaden von Haupt- und Nebenpfeilern getragen wurden (Abb. 71). Etwa 130 Jahre nach



Abb. 70. Frankenberger Kirche mit dem kleinen heiligen Kreuze.

ihrer Erbauung wurde die Kirche, nach Westen zu verlängert, mit einem Querschiffe und einem von zwei Türmen flankierten westlichen Glockenhause versehen. Dieselbe Gestaltung der Westfront zeigt sich an allen größern Kirchen Goslars. Die Wände im Lichtgaden und über der herrlichen Westempore waren mit Malereien versehen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde die Kirche

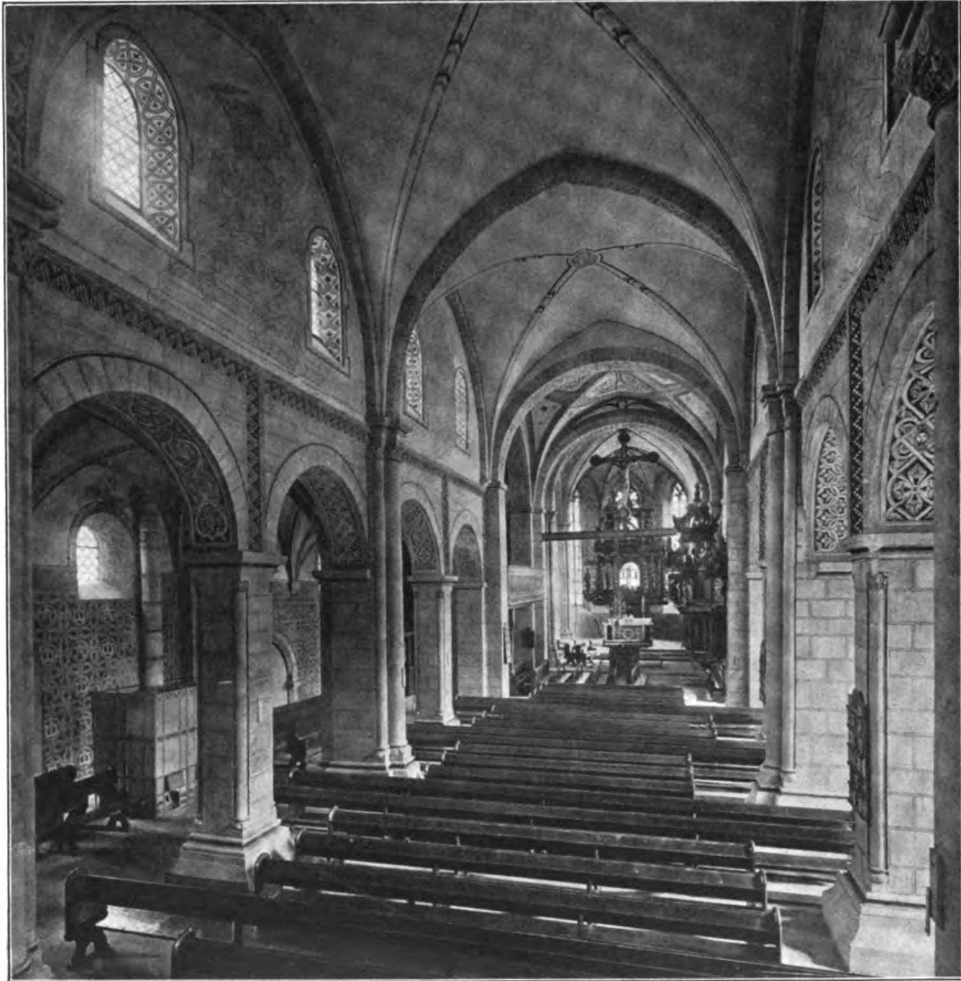


Abb. 71. Inneres der Frankenberger Kirche von Westen gesehen.
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt.

überwölbt, wobei die Malereien zum Teil durch die Gewölbe verdeckt und die Außenwände etwas erhöht werden mußten; auch wurde damals der halbrunde Chor angelegt (Abb. 72). Zu gleicher Zeit (1235) wurde die Kirche von der Gemeinde dem benachbarten Kloster übertragen, das neben Annahme der Apostel Paulus und Augustinus als Nebenpatrone der Kirche einen Gang von dem Klostergebäude zur Kirche aufführen ließ, damit die Nonnen, von der ihnen zugewiesenen

Westempore (Abb. 72) aus, dem Gottesdienste beiwohnen konnten. Nach der Reformation wurde die überhaupt schon locker gewordene Verbindung zwischen Kloster und Kirche ganz aufgelöst, dann das Kloster aufgehoben und in ein Fräuleinstift verwandelt. 1483 wurde das Chor und das südliche Seitenschiff der Kirche



Abb. 72. Westwand im Innern der Frankenberger Kirche.

gotisch umgebaut. Seitdem geschah nichts wieder für die Kirche, bis sie am Ende des 18. Jahrhunderts so baufällig war, daß man 1784 die beiden Türme abtragen mußte und an ihrer Stelle auf der Mitte des Glockenhauses einen kleinen leichten Glockenturm aufsetzte. Da das Kirchengebäude immer weiter verfiel, so stand man 1818 vor der Frage, ob die Kirche abgerissen werden solle; es wurde aber statt dessen die Wiederherstellung der Kirche beschlossen, die jedoch erst 1878

vollendet wurde, zum Teil unter Wiederherstellung der alten Malereien. Besonders hervorzuheben ist in der Kirche die im Erdgeschosse des Turmbaues angeordnete, durch zwei herrlich verzierte, auf je zwei Löwen ruhende, romanische Säulen geteilte Bogenstellung, die ehemalige Nonnenempore; über ihr sind sowohl über als auch unter dem Entlastungsbogen der Arkaden die Malereien erhalten, die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen. Christus als Weltenrichter ist umgeben von Petrus, Paulus, Maria und Magdalena, darunter Christus zwischen den Opfern Abrahams und Melchisedeks. Die Reste der Malereien an

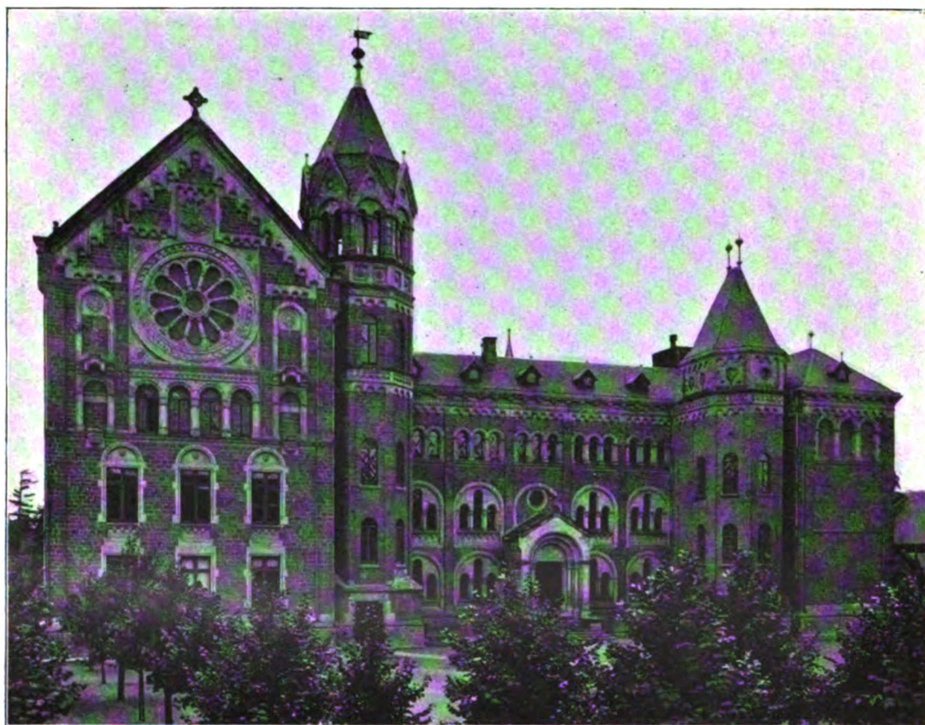


Abb. 73. Das städtische Gymnasium.

den Seitenwänden des Schiffes stellen biblische Gegenstände dar, konnten aber nicht wiederhergestellt werden.

Von der Kirche nach Osten durch die Frankenberger Straße, die Bäckerstraße und die damit parallel laufende Jacobistraße schreitend, kommt man an manchem interessantem Fachwerksbau vorüber, um durch die Pfarrgasse zu einem der schönsten modernen Gebäude Goslars, dem Gymnasium (Abb. 73), zu gelangen, das 1888 vollendet worden ist. Wenige Schritte führen von hier zur Jacobikirche, jetzt der katholischen Gemeinde zuständig, die schon 1073 vorhanden und ursprünglich eine dreischiffige flachgedeckte Pfeilerbasilika mit Chor, Querhaus und westlichem Turmpaar nebst Glockenhaus war, aber so viel umgebaut wurde, daß vom ursprünglichen Bau nicht viel mehr vorhanden ist.

Noch schlimmer erging es der in der Unterstadt, in gerader Linie westlich vom Markt an der Breiten Straße liegenden Stephanskirche, die einst die schönste und reichstgeschmückte Basilika Goslars war und 1728 durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört worden ist; später nochmals abgebrannt, zeigt sie sich jetzt als eine im nüchternsten Stile des ausgehenden 18. Jahrhunderts erbaute, übrigens zweckmäßig eingerichtete Predigtkirche.

Ein anderes Bild aber entrollt sich, wenn man von der Jacobikirche nördlich die ebenfalls mit einzelnen stattlichen Fachwerksbauten gezierte Bahnhofstraße hinaufgeht, in der man bald zu dem von herrlichen Gartenanlagen umgebenen Kloster Neuwerk nebst der zugehörigen Kirche (Abb. 74) gelangt, welch

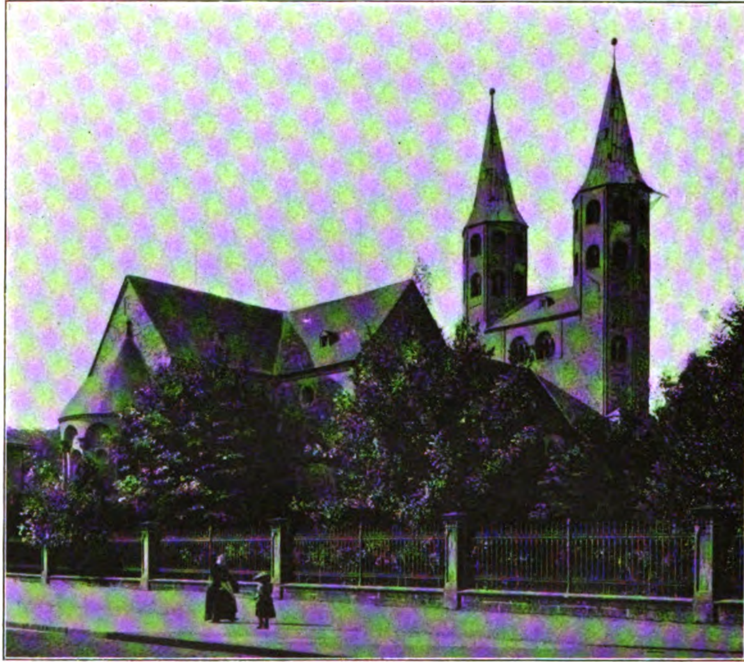


Abb. 74. Die Neuwerkkirche von außen.

letztere so vollständig in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten und so trefflich wiederhergestellt ist, daß man sie als ein wahres Schmuckkästchen deutscher Kunst bezeichnen kann. Das Kloster wurde 1186 durch den kaiserlichen Vogt Volkmar von Wildenstein und dessen Gattin Helene außerhalb des Rosentores vor Goslar gegründet, wurde zwar wie der Frankenberg von den städtischen Befestigungswerken eingeschlossen, bildete aber trotzdem einen selbständigen Vogteibezirk und ist erst 1769 der politischen Gemeinde Goslar angeschlossen worden. Trotzdem stand es in naher Beziehung zur Stadt, mit deren Interessen es durch den Besitz von 30, erst 1293 an die Stadt abgetretenen Kaufbuden am Markte eng verbunden war, und wenn sich das Verhältnis auch zeitweise trübte, so entstand doch frühe eine so enge Verbindung zwischen Kloster und Stadt, daß gerade dies Kloster die Bürgerstöchter vorzugsweise zum Eintritt in den Nonnenstand und

die Bürger zur Stiftung von Jahresgedächtnissen sowie zur Erwerbung von Grabstätten aufsuchten. Dem voraus ging allerdings eine infolge einer schweren Verwicklung notwendig gewordene Reformation des Klosters im Jahre 1238. Das Kloster war als ein die Regeln der Cisterzienserinnen befolgendes Benediktinerkloster zu Ehren der Jungfrau Maria gegründet und führte wegen seiner Lage den Namen Maria im Rosenhag (St. Maria in horto). 1223 predigte nun der Propst des Klosters, der Prämonstratenser Heinrich Meinecke, gefährliche



Abb. 75. Inneres der Neuwerkkirche von Westen.
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt.

Irrlehren und mußte, da mehrfache Verwarnungen erfolglos blieben, nach Hildesheim abgeführt werden, wo er infolge der Verurteilung durch ein unter Vorsitz des päpstlichen Legaten abgehaltenes Gericht 1224 verbrannt wurde. Der Nonnenkonvent hing ihm aber so schwärmerisch und hartnäckig an, daß auch eine gründliche Reinigung des Konvents stattfinden mußte. Es wurde sogar eine neue Weihe des Klosters und seiner Kirche für nötig gehalten und ihm dabei zur Versinnbildlichung davon, daß nun ein neues Leben beginnen solle, der Name Neu-

werk (novum opus) gegeben. 1333 wurde die Jacobikirche (siehe oben) der Gemeinde Neuwerk einverleibt. Infolge schwerer Zeiten sank der Wohlstand des Klosters, bald ging auch die Klosterzucht wieder zurück, und alle zu ihrer Hebung angestellten Versuche schlugen fehl. Nach langem Widerstreben nahm auch das Kloster die Reformation an und bildet seitdem — einige Wechselfälle zur Zeit des 30jährigen Krieges ausgenommen — eine Versorgungsanstalt für goslarische Bürgerstöchter augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Die Wälle um das Kloster wurden 1799 niedergelegt und durch die jetzt der Kirche und ihrer Umgebung zu so hoher Zierde gereichenden reizenden Gartenanlagen ersetzt. Die Kirche ist zwar, wie schon erwähnt, 1186 gegründet, an ihrem Bau ist aber bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gearbeitet worden. Diesen Weiterbau leitete Meister Wilhelm, der sich selbst an der Südwand der Kirche einen bescheidenen Denkstein gesetzt hat und dem insbesondere die noch zu erwähnenden „Ringe" in den Säulen zuzuschreiben sind. Infolge der Zerrüttung der klösterlichen Mittel verfiel die Kirche; 1843 begann man endlich mit ihrer Wiederherstellung, die jedoch einschließlich der Malereien erst 1876 zur Vollendung gebracht werden konnte. Auch die Neuwerkkirche ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, Chorvorlage, einer Hauptapsis und zwei Nebenapsiden sowie einem westlichen Turmpaare nebst dazwischen angeordnetem Glockenhause, sie ist aber von Anfang an, und zwar im Spitzbogen, gewölbt gewesen. Die Arkaden (Abb. 75) zwischen den Schiffen werden durch Haupt- und Nebenpfeiler gestützt. In einigen obern Turmfenstern zeigt sich auch bereits der Spitzbogen.

Aus dem Innern der Kirche ist folgendes hervorzuheben: Die im Chor angebrachten Malereien zeigen uns, wie die deutsche Kunst in Arbeiten nach byzantinischem Vorbilde die höchsten Triumphe feiert. In der Chornische (Abb. 76) thront die Mutter Gottes mit dem Kinde. Ein mit Perlen gestickter Teppich führt zu Marias Füßen über sieben Stufen, die sieben Stufen der Seligkeit, empor, auf deren Seiten 14 Löwen als Vertreter der 14 Stämme Davids stehen. Umgeben ist die Gottesmutter, deren Geheimnis tief in der Dreieinigkeit verhüllt ist, von dem Sinnbilde des Friedens, dem Regenbogen, im Halbkreise wird sie von sieben Tauben, den sieben Gaben des heiligen Geistes, umschwebt. Rechts von ihr stehen Gabriel und Petrus, links Stephanus und Paulus, unter ihrem Throne Jakob, Isaak, Jephtha und Judith, als Versinnbildlichungen der Hoheit des Opfers: Darüber befinden sich zwei Erzengel mit Weltkugel und Szepter, sowie Jeremias, darunter sind acht Könige Israels angebracht, in deren Mitte Christus als König der Könige die Kreuzesfahne und das Weltszepter trägt. Über dem Gurtbogen vor der Apsis erscheint der von Engelscharen umgebene Erlöser, die Rechte segnend erhebend, mit der Linken das Buch der Bücher haltend. In den Gewölbekappen sieht man Cherubine und Seraphine, Päpste, Kardinäle, Mönche und Nonnen, Patriarchen, Märtyrer und fürstliche Frauen. Am Schildbogen der nördlichen Wand glänzen in wunderbarer Farbenpracht die Erzengel, den Gurtbogen vor dem Chore schmücken die Bilder der Propheten, darüber in Arabesken die zwölf kleinen Propheten mit Hesekiel. Über dem Triumphbogen, der Gemeinde zugekehrt, sind symbolisch die sieben apokalyptischen Gemeinden mit

den sieben Leuchtern und dem Kreuze dargestellt, woneben Daniel angebracht ist. Eine besondere Eigentümlichkeit, auf die bereits hingewiesen wurde, ist an den vier Hauptpfeilern des mittlern Gewölbejoches im Mittelschiffe zu sehen. Etwa in der Höhe des Gurtgesimses wird an ihnen die mittlere Halbsäule durch ösenartige Ausbuchtungen unterbrochen; diese enthalten an den östlichen Pfeilern einen



Abb. 76. Chor und Kanzel der Neuwerkkirche.
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt.

Steinring in Gestalt einer sich in den Schwanz beißenden Schlange und einen Wulst, während die des westlichen Pfeilerpaares durch Fratzen belebt sind. Endlich ist in der Kirche eine hervorragend schöne, über einem Altar angebrachte Kanzel (siehe Abb. 76) zu erwähnen, ein selten schönes Werk spätromanischer Kunst; sie zeigt in umrahmten Basreliefs an der Vorderseite die Krönung Marias, an den Seitenflächen vier Heilige, darunter Petrus und Paulus. Diese Kanzel stand früher

vor dem Chore, den sie in Verbindung mit den Chorstufen lettnerartig abschloß. 1843 wurde sie von dort an die Nordseite des Mittelschiffes versetzt. Neuerdings ist auch das alte Nordportal, das ehemalige Hauptportal der Kirche, wieder freigelegt worden (Abb. 77). Auch dies kann als ein hervorragendes Kunstwerk bezeichnet werden. Innerhalb seiner aus reich verzierten Säulen und Pfeilern bestehenden Umrahmung zeigt es im Tympanon die thronende Muttes Gottes, zu deren beiden Seiten anbetende heilige Frauen knien. Die Spuren ehemaliger Bemalung sind noch deutlich wahrzunehmen.



Abb. 77. Das Nordportal der Neuwerkkirche.

Wenige Schritte nördlich von der Neuwerkkirche gelangt man zu dem in schönem romanischen Stil erbauten neuen Postgebäude und dann zu den Überbleibseln der dortigen Torbefestigung, die zu einer Betrachtung der **alten Befestigung Goslars** überhaupt auffordern. Anfänglich war die Stadt nur durch eine mit einem Wehrgange gekrönte und mit zahlreichen vollständigen oder nur schildförmigen Türmen versehene Mauer geschützt, die Erhaltung und Verteidigung der einzelnen Türme lag, wie noch heute die Namen der einzelnen erhaltenen andeuten, den verschiedenen Gilden ob. Beim Aufkommen der Feuerwaffen wurde um die alte Mauer eine neue Befestigung, bestehend in Wällen und gemauerten

Gräben, vorgelegten Bollwerken und einzelnen in die Wälle eingebauten starken Türmen, Zwingern, angelegt. Besonders stark waren die Haupttore der Stadt befestigt, mit äußern und innern, von Türmen flankierten Torhäusern, die miteinander durch Mauerzüge mit Wehrgang und Schießscharten verbunden waren, so daß sich an jedem dieser Tore eine Art kleiner Burg befand, wie wir eine solche z. B. noch zu Metz im Deutschen Tore erhalten sehen. In diesen abgeschlossenen Räumen sammelten sich die Verteidiger der Stadt zu Ausfällen, hier fanden die Feinde nach Überwältigung des äußern Tores erneuten und durch die Enge des Raumes besonders erfolgreichen Widerstand. Außerdem war in jedem dieser Tore eine Kapelle angebracht, sei es zur Verstärkung der irdischen Waffen durch geistliche Mittel, sei es, um den ausreisenden Bürgern Gelegenheit zu geben, sich nochmals dem Schutze des Torheiligen zu empfehlen, oder den heimkehrenden, dem betreffenden Heiligen den Dank für den geleisteten Schutz abzustatten. Auch zeigten alle Tore das Reichs- und Stadtwappen sowie das Bild eines Kaisers, das vielleicht, wie am Rathause, Karl IV., den Verleiher des Schildrechts, vorstellen soll. Einzelne Teile dieser Befestigungen haben sich erhalten, wenn auch die Wälle meist zu Promenaden, Gartengrundstücken u. dgl. verwandelt sind. Hier und da sieht man noch ein Stück wohlerhaltener alter Mauer, südlich von der Kaiserbleek in den Anlagen an der Thomasstraße den jetzt zu Restaurationszwecken umgebauten Dicken Zwinger sowie nördlich hiervon beim Ausfluß der Abzucht die zu deren Schutz bestimmt gewesenen Befestigungen, das Wasserloch. Auch zwei Torbefestigungen sind noch teilweise erhalten, das Rosentor und das Breite Tor. Das Rosen- oder Roschentor, eigentlich Romesches Tor (porta Romana), liegt unmittelbar bei der Neuwerkkirche. Es hat sich von ihm der äußere Torzwinger, jetzt Achtermann genannt, in einer allerdings durch den Umbau zu einer Gastwirtschaft stark veränderten Gestalt erhalten, auch finden sich noch einige Teile der östlichen und westlichen Abschlußmauern der innern Torbefestigung vor, die, zum Teil etwas phantastisch wiederhergestellt, immerhin ein Bild des frühern Zustandes geben. Außer der Wappentafel ziert den alten Zwinger noch ein Marienbild, wohl ein Überbleibsel der hier befindlich gewesenen Marienkapelle. Bei weitem mehr bieten die Überbleibsel des Breiten Tores (Abb. 78) am östlichen Ausgange der Stadt vor der Breiten Straße, das wegen seiner besondern Bedeutung zwei Kapellen zu Ehren von Bartholomäus und Daniel besaß. Hier zeigt sich noch der alte äußere, jetzt als Scheune dienende Zwingerturm, wie der noch zu erwähnende innere Flankenturm, nach altem Gebrauch rechts vom Angreifer, also auf dessen schildloser Seite, errichtet. Südlich von dem beseitigten eigentlichen Torturme sind die untern Teile eines halbrunden Turmes und ein langgestreckter zu einem kleinern südlichen Zwingerturm führender Verbindungsbau erhalten, der wie der letztgenannte Turm zu einem herrschaftlichen Wohnhause, der v. Heldschen Feste, umgebaut sind. Den dreieckigen Raum innerhalb der Torbefestigung schloß an der Südseite eine teilweise noch erhaltene, mit Nischen und Schießscharten versehene Verbindungsmauer ab, die sich mit einem auch noch in seinen untern Teilen erhaltenen halbkreisförmigen Turm an den innern Torturm anlehnte, während die Nordseite durch eine ein-

fache, früher mit einem Wehrgange versehene Mauer begrenzt wird. Der noch erhaltene innere viereckige Torturm wird rechts und links von der Stadtmauer eingefaßt, an der Nordwestseite ist ihm ein gewaltiger runder Flankenturm vorgebaut.

Mit dem Gange um die Befestigungen sind wir vor die Stadt gelangt und haben hier noch zweier Bauwerke zu gedenken, die beide 1527 zugleich mit der Johanniskirche im Bargedorp (siehe oben) niedergebrannt und jetzt nur noch in ihren Fundamenten erhalten sind, wegen des Interesses, das diese gewähren, aber eine Erwähnung verdienen. Nicht weit vom Breiten Tor entfernt, am Kalkberge, wurde von Kaiser Heinrich III. das Chorherrenstift zu St. Petri, der



Abb. 78. Das Breite Tor.

Petersberg, gegründet, wozu die Kaiserin Agnes die Hauptstiftung gab; wie der Dom die eigenste Kapelle des Königs, so sollte die Kirche am Petersberge die der Königin sein. Heinrich IV. schenkte dies Stift dem Bischof Hezilo von Hildesheim. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es dem Rate von Goslar, die Klostervogtei 1500 für die Stadt zu erwerben, während die dem völligen Einsturz drohende Kirche in den Jahren 1480—1508 wesentlich mit städtischer Hilfe wiederhergestellt wurde. Die Kirche war, wie dies, abgesehen von dem 1871 bloßgelegten Fundamente, aus einem alten Bilde erhellt, abweichend von den übrigen niedersächsischen Kirchen, aber in Anlehnung an Bennos Bauart, eine Säulenbasilika mit drei gleichlangen Schiffen, drei Apsiden, einer flachen Balkendecke, einer westlichen Turmvorlage, einem als Sakristei benutzten nördlichen Anbau und einem Vierungsturm.

Östlich vom Rosentor, dicht vor der Stadt, lag die zweite dieser Stiftungen, das Augustinerchorherrenstift, auf dem Georgenberge (Abb. 79). Es wurde von Kaiser Konrad II. gegründet, aber nicht vollständig ausgebaut; Heinrich III. wurde, wie man annimmt, vom Weiterbau durch seine Bauten an der Pfalz und am Petersberge davon abgezogen, Heinrich IV. nahm den Bau wieder auf, Heinrich V. aber erst vollendete ihn und schenkte dann das Kloster dem Bischof Udo von Hildesheim. 1145 wurde das Kloster nach einem großen Brande wiederhergestellt und nach der allgemeinen Annahme dabei die in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgeführte Basilika durch ein mächtiges Oktogon erweitert. Diesem Oktogon hat unzweifelhaft die Kaiserkapelle Kaiser Karls des Großen zu Aachen zum Vorbilde gedient, und wenn man dies sowie die ganz verschiedene Bauart der zwei Kirchen und den sonderbaren Anschluß der Basilika an das Oktogon in Betracht zieht, wobei rechts und links je ein kleines Dreieck frei bleibt, dann kann man auch umgekehrt zu dem Schlusse kommen, daß die ursprüngliche Stiftskirche durch das Oktogon gebildet und diesem später die Basilika angebaut wurde. Wir wissen, daß die Zentralbauten der ältesten christlichen Kunst, neben den in Anlehnung an die vorhandenen altrömischen Basiliken und vielleicht auch durch deren Übernahme entstandenen, basilikalen Kirchen angehörten, daß solche Bauten nur in der Zeit des romanischen Stils in Deutschland erbaut wurden, dann mit größerer Ausbildung des Chordienstes, die vielleicht mit der weitern Entwicklung der Sakramentslehre in Verbindung zu bringen ist, in Vergessenheit geriet und erst zur Zeit der Renaissance, als der Protestantismus Predigt- und nicht Chorkirchen brauchte, wieder in Aufnahme kam. Wir wissen, daß solche Zentralbauten durch Anhängung von Längsteilen Erweiterungen erhielten, so das Münster zu Aachen, die St. Michaelskirche zu Fulda. So wäre die Annahme keineswegs verwerflich, daß, wie Karl der Große seine Aachener Palastkapelle zur Hauptkirche des fränkischen Reiches machen wollte, Konrad II. oder Heinrich III. in Goslar bei Verlegung des Schwerpunktes der Reichsverwaltung an die sächsische Grenze eine der Aachener Kirche entsprechende Reichskapelle haben anlegen wollen und diese dann naturgemäß der Aachener Kapelle nachgebildet haben, daß aber

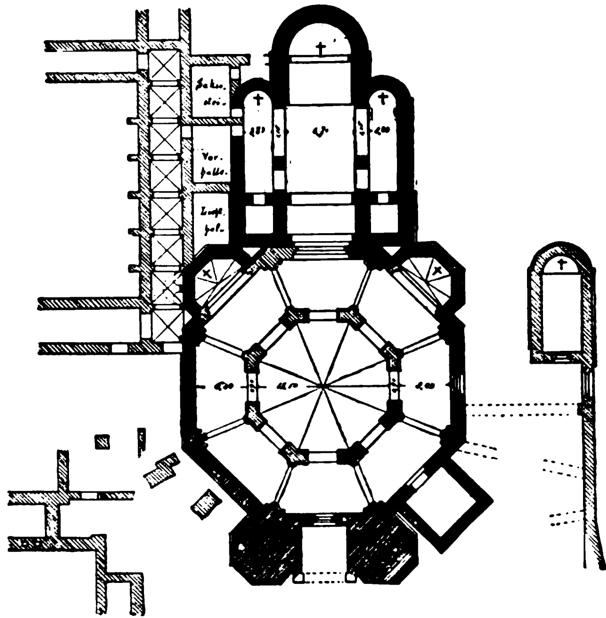


Abb. 79. Grundriß der Kirche am Georgenberge.

Heinrich III. dann durch seine gewaltigen übrigen Bauten von der Weiterführung dieses Planes abgehalten sei. Dann wäre nach dem Brande von 1145, entsprechend der Entwicklung des Gottesdienstes, dem Oktogon die kleine Basilika, die im Verhältnis zu dem Oktogon mehr den Eindruck eines geräumigen Chores macht, erbaut worden. Die Entscheidung, welche Anschauung die richtige sei, muß allerdings noch weitern Forschungen vorbehalten bleiben, wobei vielleicht auch Hacke und Spaten noch eine Rolle zu spielen haben werden. Außer den 1 m hoch emporragenden Fundamenten zeigt das erhaltene Siegel des Stiftes, wie die Kirche beschaffen war. Es zeigt sich ein Achteck von bedeutenden Abmessungen mit einem von dem Mittelraume der Kirche durch starke Pfeiler abgetrennten achtseitigen Umgange, über dem eine Empore angeordnet gewesen ist, zu der die Treppen innerhalb der beiden den westlich gelegenen Eingang flankierenden Türme angebracht waren. Südöstlich lag ein viereckiger Anbau, vielleicht die Sakristei, an der Nordwest- und Nordostecke befand sich je eine aus fünf Seiten des Achtecks gebildete Apsis, zwischen denen eine Tür zu der kleinen Basilika führte. Diese besaß ein breites mittleres und zwei schmälere seitliche Schiffe, zwei Westtürme und drei Apsiden. Südlich von der Kirche war noch eine kleine Kapelle vorhanden.

Wie die Reste dieser beiden Stiftskirchen aus der sie verhüllenden Erdschicht hervorgezaubert sind, so werden fast täglich noch anderweite wertvolle Reste früherer Zeiten ausgegraben und liebevoll gesammelt.

Übersieht man nun von den Goslar umgebenden Bergen die Stadt, dann nimmt man wahr, wie sich im Umkreis um die alten Wälle ein prächtiger Kranz geschmackvoller Neubauten entwickelt, der immer reicher und weiter geschlungen wird. Es ist dies ein Zeichen, in welcher gesunden Entwicklung die Stadt Goslar sich befindet, die jetzt schon eine mehr als dreimal so große Einwohnerzahl als wie vor 100 Jahren umfaßt, und wir schließen mit dem Wunsche, daß der Stadt auch ferner eine schöne Zukunft beschieden sein möge.

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!



Abb. 80. Goslarisches Siegel von 1324.

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

Verzeichnis der hauptsächlichst benutzten Schriften.

v. Behr, Das Kaiserhaus und der Dom in Goslar, im „Zentralblatt der Bauverwaltung", Jahrg. 23, S. 646. Berlin 1903.
Siehe auch unter Wolff.
Bertram, Das Bernwardsdenkmal in Hildesheim. Hildesheim 1893.
— Die Bernwardsgruft in Hildesheim. Hildesheim 1893.
— Die Bischöfe von Hildesheim. Hildesheim 1896.
— Geschichte des Bistums Hildesheim. Hildesheim 1899.
— Zur Kritik der ältesten Nachrichten über den Dombau zu Hildesheim. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für christliche Kunst", Jahrg. 1899, Düsseldorf.
— Hildesheims Domgruft und die fundatio ecclesie Hildensemensis. Hildesheim 1897.
— Die beiden Radleuchter im Dome zu Hildesheim. Hildesheim 1900.
— Das eherne Taufbecken im Dome zu Hildesheim. Hildesheim 1900.
— Die Türen der St. Sabina zu Rom. Hildesheim ohne Jahreszahl.
Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebietsteile, Bd. 29—31). Drei Bände, Halle a. S. 1893—1900.
Doebner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. Bd. I ff. Hildesheim 1881 ff.
— Studien zur Hildesheimischen Geschichte. Hildesheim 1902.
Engelhard, Beiträge zur Kunstgeschichte Niedersachsens, Beilage zum Gymnasialprogramm. Duderstadt 1892.
Gerland, Die alte Westfront von St. Andreas zu Hildesheim. „Zeitschrift für bildende Kunst", N. F. Bd. 3, S. 298. Leipzig 1892.
— Der Kreuzgang im St. Michaeliskloster zu Hildesheim. Daselbst, Bd. 9, S. 85. Leipzig 1897.
— Warum wurde der Bischofsitz nach Hildesheim verlegt. In der „Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde", Jahrg. 23, S. 292. Wernigerode 1900.
— Die Kirche zum heiligen Kreuz in Hildesheim. „Zeitschrift für Bauwesen", herausgegeben im Kultusministerium, Jahrg. 51, S. 226. Berlin 1901.
v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover. Drei Bände, Gotha 1882—1892.
Hölscher siehe Wolff.
Janicke, Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim (Publikationen aus den königl. preußischen Staatsarchiven, Bd. 65). Leipzig 1896.
Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte. Zwei Bände, Bielefeld und Leipzig 1888.
Küsthardt, Die neun guten Helden. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des Harzvereins usw." Jahrg. 1900.
Lachner, Die Holzarchitektur Hildesheims. Hildesheim 1882 ff.
— Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Leipzig 1897.
Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte. Bd. 2, 12. Auflage, Stuttgart 1901.
Lüntzel, Die ältere Diözese Hildesheim. Hildesheim 1837.
— Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim. Zwei Bände, Hildesheim 1858.
Mithoff, Kunstdenkmäler und Altertümer im Hannoverischen. Bd. 3. Fürstentum Hildesheim nebst der ehemals freien Reichsstadt Goslar. Hannover 1875.

Müller und Mothes, Illustriertes archäologisches Wörterbuch der Kunst. Zwei Bände, Leipzig und Berlin 1877—1878.
Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. Im Auftrage der Verwaltung der königlichen Museen herausgegeben. Berlin 1901.
Philippi, Florenz (Berühmte Kunststätten 20). Leipzig 1903.
Schubring, Pisa (Berühmte Kunststätten 16). Leipzig 1902.
Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. 2. Aufl. Hildesheim 1889.
Seyler, Geschichte der Siegel. Leipzig 1894.
Wilbrand, Über das im bischöflichen Diöcesanmuseum befindliche Hausaltärchen von Fiesole. Hildesheim ohne Jahreszahl.
Wolff, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. II. Regierungsbezirk Hildesheim, 1. und 2. Stadt Goslar. Bearbeitet von A. v. Behr und Dr. U. Hölscher. Hannover 1901.

Ferner verdanke ich dem Herrn Domkapitular Dr. A. Bertram zu Hildesheim und dem Herrn Dr. U. Hölscher zu Goslar so wesentliche Förderungen bei dieser Arbeit, daß ich nicht unterlassen kann, diesen beiden Herren hier meinen verbindlichsten Dank abzustatten.

Otto Gerland.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

